

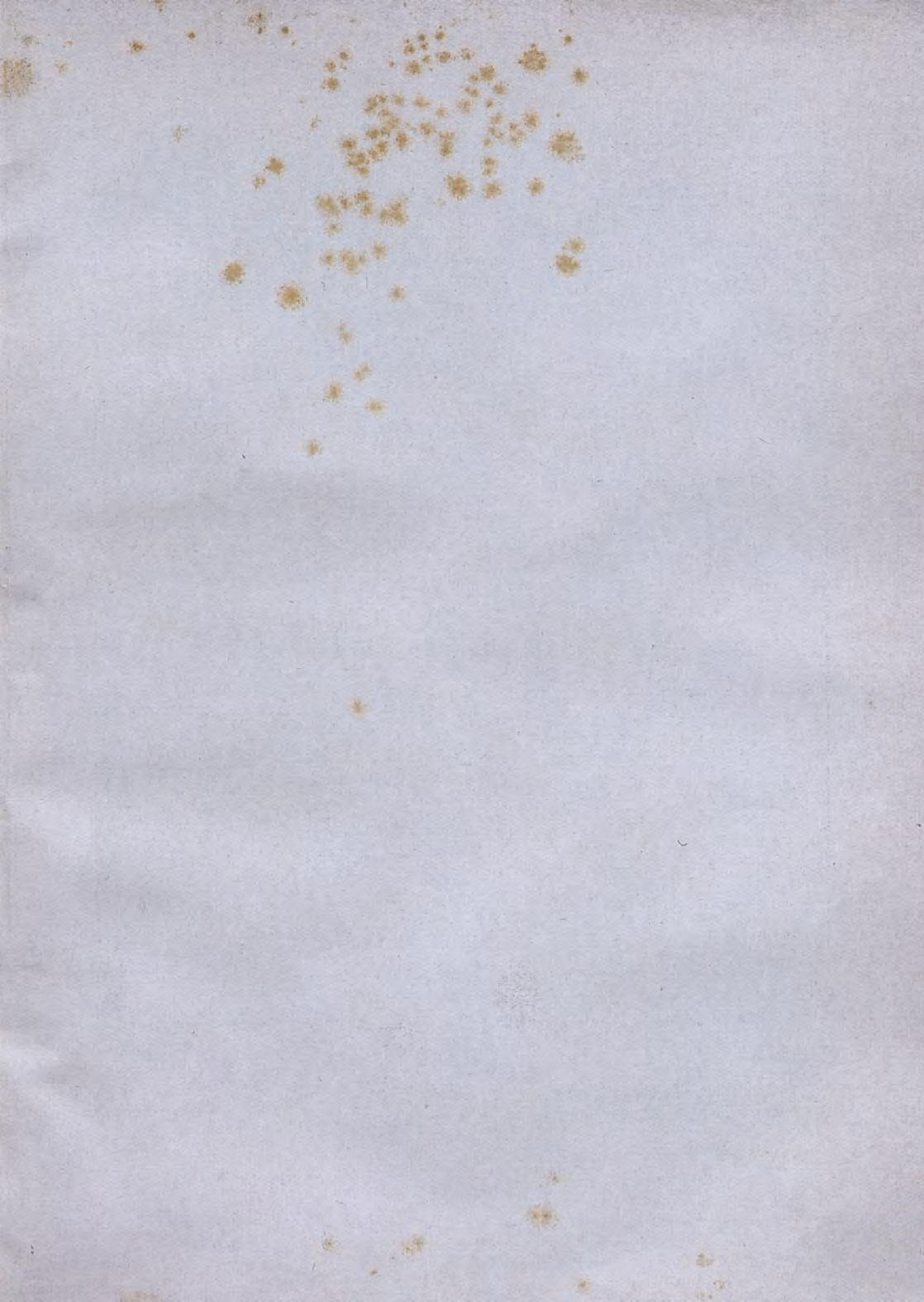
Ea

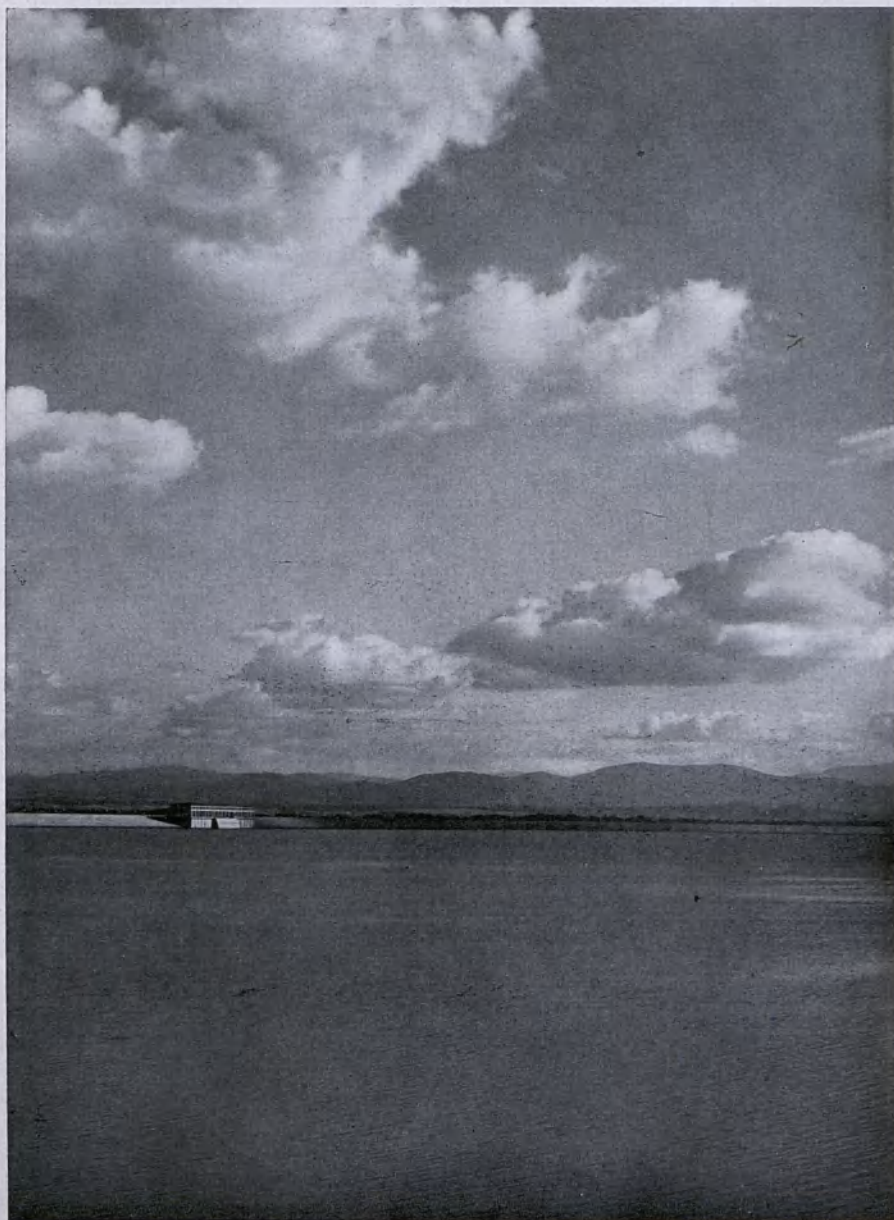
212



Verlag
„Der Oberschlesier“
Oppeln

1 9 3 4





Dittmachau, Staubeecken

664. 1938,

O t t m a c h a u

unsere Staubedenstadt

Ea 212



Wojew. Archiwum Państw.	
w Katowicach	
O. T. w Gliwicach	
Sygn.	986

Landschafts- und kulturkundliche Blätter

herausgegeben als Juniheft 1934 der Monatschrift „Der Oberschlesier“
in Zusammenarbeit mit Studienassessor Franz Goltz, Ottmachau

Ottmachau

Weit zurück ins Nebel- und Sagenhafte geht das Wort. Wie die eiszeitlichen Jäger von den Randbergen des Altvater- und Bläzer-Gebirges herabstiegen und dem weichen Eise folgten, an dessen Rande eine unerhört fruchtbare Natur sofort pflanzliches und tierisches Leben schuf, diese Vorstellung befeuerte auf der Schulbank unsere kindliche Fantasie genau so, wie die primitive Deutung des Stadtnamens. Es liegt darin die fliegende dramatische Spannung eines großen Bühneneffekts:

Der verfolgte Ritter, auf den letzten Weg gedrängt, erreicht mit schwindender Kraft das Burgtor. Seine hämmernenden Schläge wirbeln die Männer der Burg hoch, und durch die Stille der Nacht, bei immer näher kommendem Hufgeklapper der Feinde, ertönt sein Ruf an den Burgherrn: „Otto mach auf!“ Jahrhunderte mittelalterlicher Ruhe und Arbeit, aber auch wilden Kriegesgeschreis und schwerer Seuchenzeiten gingen vorüber. Der Neuzeit wich das kleine verträumte Städtchen aus. Die Eisenbahn schlug einen Bogen darum. Heute ist ein neues Ottmachau in unser Blickfeld gerückt. Romantik und edelste schlesische Landschaft tauchen wieder auf. Durch großzügige technische Planung und tausend fleißige Hände ist der Stadt ein neues landschaftliches Element geschenkt worden, der Stausee. Er wurde für die Stadt ein leuchtender Hintergrund und für die Bergkette drüben ein Spiegel und einzigartiges Fluidum. Wer diese Berge schon in der Jugendzeit sah, dem erscheinen sie heute hinter der großen Wasserfläche in ständigem feinsonnigem Nebel, im zarteren Blau und mit beschwingteren Linien als ehedem. Hier hat die Kraft eines großen Werkes eine neue Freude an Stadt und Landschaft hervorgebracht. Unsere schlesische Heimat hat ein zweites ähnliches Bild nicht vorzuweisen, wie das von den Tschauswitzer Höhen auf Ottmachau herunter. Dieses Bild der Heimat, das so stark zu uns spricht, weil es der treffendste Ausdruck für das ist, was uns von außen her beeindruckte und formte, wie schlesische Menschen wiederum Burg und Stadt und Stausee schufen, dieses Bild muß jeder Schlesier wenigstens einmal in seinem Leben gesehen haben!

Josef Klings

Kreisleiter NSDAP und Landrat – Grottkau –

Am Stausee

Von Fr. Rinne

In der weiten fruchtbaren Neisseniederung blüht wie ein Juwel der Dittmachauer Stausee, dieses technische Wunder moderner Ingenieurkunst.

Da, wo noch vor kurzem der Pflug über das Land ging, Wiesen grünt, Wälder ragten, liegen begraben unter dem Wasserspiegel Orte, Vorwerke, in denen Generationen von Menschen gelebt und geschafft, Wiesen und Felder, die ihnen Arbeit und das schenkten, was sie zum Leben brauchten.

Die Häuser und Siedlungen sind abgerissen, die Menschen fortgezogen, um anderwärts sich eine neue Heimat zu gründen, – sich und ihren Nachkommen. Die Scholle, die den Schweiß ihrer Arbeit getrunken hat, ist versunken, untergegangen. Wassermassen wogen darüber hin. Vergehen und Werden in steter Folge.

Rühn und phantastisch vollendete sich der Gedanke, aus der sanft geneigten Ebene ein gewaltiges Wasserbecken zu machen.

Natürlich und harmonisch liegt es in die Landschaft gebettet. Eingefaßt in sattgrüne Büsche und Wiesen. In der Ferne ragend die lange Gebirgskette der Sudeten, Gipfel an Gipfel. Hier hat sich die Technik ein Denkmal besonderer Art errichtet, nicht vergewaltigt ist hier die Natur, nicht ernüchtert die Romantik unserer Heimat. Das Gesamtbild hat im Gegenteil ein neues und eigenartiges Gepräge erhalten.

Mitten in die blühende Neisseniederung hinein haben Menschenhände den blinkenden See gezaubert, auf dem weiße Segelboote sich wiegen, wie eitle Schwäne, Motorboote das Wasser durchschneiden, Dampfboote majestätisch dahinziehen. Lachende Sonne darüber und blauender Himmel.

Dieser junge See ist nicht nur der Ausdehnung nach mit den bayrischen Seen zu vergleichen, auch seine landschaftliche Schönheit ist manch einem von ihnen ebenbürtig. Je nach Wetter und Beleuchtung verändern sich die Farben des Sees, ob Licht oder Schatten darauf spielen. Jede Stimmung hat ihre eigenen Reize und gibt immer neue wechselnde Bilder.

Eine blanke, leuchtende Fläche, in der sich der blaue Himmel spiegelt, über den Bergen ein leichter durchsichtiger Schleier. Geruhsam gleitet das Boot hinaus, wo an abgelegener Stelle des Sees Strauchwirk aus dem Wasser wuchert. Hier träumten in Einsamkeit die letzten Reste des uralten Grenzwaldes, der Preszka, dahin, ehe der See über sie hinwegte. Möwen und Wildenten bauen hier kunstvoll ihre Nester, die schwimmend auf dem Wasser treiben. Ein Schauplatz, der die Natur ungeahnt nahe bringt. Wo anders läßt sich so weltentrückt träumen, wie in dieser friedvollen Ruhe. Zu anderer Stunde beschatten schwere Wolken den Himmel, dunkel und unheimlich der See; Sturm fegt über ihn hin, Wogen rollen heran, bäumen sich, branden.

Sonne oder Sturm: immer ist der Eindruck großartig.

Das Strandbad, zu wahrhafter und gemüthlicher Erholung geeignet, mit modernem Strandkaffee, Sprungturm usw. zeigt vergnügtestes Badeleben, denn der See ist ein

einzigartiges Badeidyll. Sonne, Luft und Wasser sind ein Magnet, der immer wieder anzieht.

Aber nicht nur der Naturfreund kommt hier auf seine Kosten, dem Historiker wird die große kulturelle Vergangenheit unserer Landschaft nicht minder wichtig sein; sie vertieft die Schönheit und Bedeutsamkeit des Gegewärtigen.

Dicht am Stausee liegt Ottmachau.

Häuser mit alten Giebeln, Häuser mit kleinen Gärten, grüne Plätze und Promenaden, die zwei Türme der Kirche, die hoch über den Straßen in den Himmel aufwachsen, drängen sich zu einem malerischen Bild zusammen. Die alte Landesburg, der Zeuge einer großen Geschichte, gibt der Stadt ein mittelalterliches Gepräge.

Vom hohen Turme der Burg genießt man ein Gesamtbild von Stadt, See und Landschaft, gleichsam aus der Vogelperspektive, ein Bild, das in näherer und weiterer Umgebung nicht seinesgleichen hat.

Die Schönheit unserer Heimatsholle zu entdecken ist nicht nur nationale Pflicht und Gebot unserer Zeit, sondern entspricht vor allem unserem treuen Bekenntnis zur geliebten Heimerde. Und unsere Heimat ist schön, auch hier im vielgeschmähten Osten. Drum laßt die Wanderfreude erwachen. Hier am silbernen Saum des Ottmachauer Stausees findet der Freund der Natur Schönheit und Erholung in reichem Maße, dazu kommt die Freude am vollkommenen Werk der Technik.

Zeltlager am Ottmachauer Stausee

Von Dr. Ernst Waldner

Ich brauche nur eine Sekunde lang die Augen zu schließen, und schon steht das Bild wieder vor mir: der weite, sonnenbeglänzte Spiegel des Sees, der weißschimmernde riesige Halbbogen der Staumauer, und über dieser scharf geschnittenen, steinernen Horizontlinie baut sich bunt und zierlich, wie eine der köstlichen, mit spitzem Pinsel gezeichneten Miniaturen auf einem alten Niederländer, die Silhouette Ottmachaus auf. Wo der breite Steindamm nach Süden schwingt und sich, immer schmaler werdend, im Grün der Uferwiesen verliert, da klingt die Melodie der Berge auf. Zuerst zaghaft, in leisen Tönen wie ein zartes Vorspiel. Dann rauscht es in stärkeren Akkorden und schwingt sich bis zu den Gipfeln des Altoaters und des Glager Schneeberges auf. Im Westen fällt der hohe Wall der Sudetenberge im Paß von Wartha allmählich ab. Gerade dort hebt sich aus den Wipfeln des Neissetales noch einmal ein altes Städtebild, Patschkau, das türmereiche, wie eine in den Norden verwehte Vision aus Umbrien. Und wenn das Auge weiter sucht, da sieht es ganz zart und schattenhaft die Kammlinien des Gulgengebirges sich am Himmel abzeichnen.

Wer den Bodensee kennt, der glaubt sich an seine Ufer versetzt. Das ist der gleiche beglückende Dreiklang von Wasser, Gebirge und alter Kultur. Das ist der gleiche fröhliche Rhythmus, in dem sich Städte und Dörfer, Schlösser und Klöster, Wiesen und Felder um den Spiegel des Sees schwingen. Das ist die gleiche friedevolle Heiter-

keit, von der die Landschaft übersonnt ist. Dort im Süden wie hier im Osten steht Du auf uraltem deutschem Kulturboden und spürst den Atem der Geschichte lebendig um Dich wehen. Dort wie hier kannst Du Dich an dem gleichen Menschenschlag erquicken, an alten deutschen Bauerngeschlechtern auf freier Scholle. Wenn ich dieser Landschaft also einen Namen geben müßte, so würde ich vom „schleisschen Meer“ reden. —

Der ganze Zauber dieser Landschaft erschließt sich freilich erst dem, der einige Zeit in ihr lebt und ihre wechselnden Züge zu allen Stunden des Tages und in allen Stimmungen des Wetters betrachten kann. Ich hielt mich im vergangenen Sommer mehrere Wochen lang bei Freunden auf, die ihr Wanderzelt am Ufer des Ottmachauer Staues aufgeschlagen hatten. Welch eine Fülle von Kontrasten umschloß schon der Lauf eines einzigen Tages. Feine silbergraue Schleier wehen über die morgendliche Landschaft. Der See, die Berge und der Himmel schimmern in blassen Pastellfarben. Aber von Stunde zu Stunde werden die Farben intensiver und leuchtender. Am hohen Mittag schießen über den Wasserspiegel ganze Strahlenbündel von Licht, und die granitene Staumauer strahlt in so blendender Helle, daß fast die Augen schmerzen. Dann ballen sich weißgraue Wolken zusammen und türmen sich hoch auf. Wenn sie dunkel drohend über den Dächern und Mauern der alten Stadt stehen, dann ist das ein Bild von barocker Pracht. Gegen Abend wird die Luft immer klarer. Die Bischofsburg und die Türme von Patschkau rücken immer näher. Sie sind fast mit Händen zu greifen. Das Grün der Berge wechselt allmählich in ein zartes Blau und Violett über. Je dunkler der Himmel wird, desto durchsichtiger werden die Silhouetten der Berge. Es ist, als würden sie von innen her durchleuchtet. Nun flammen in den Häusern die ersten Lichter auf. Auf der langen Straße zwischen Ottmachau und Patschkau, die sich hart am Südufer des Sees hinzieht, huschen die Lichter der Autos wie Leuchtkäfer hin und her. Boote mit bunten Lampions fahren durch das Dunkel. Die Reflexe im bewegten Wasser geben ein märchenhaftes Bild. Rufe und Lieder tönen durch die Sommernacht. —

Unser Zelt steht unmittelbar am Ufer. Wenn stärkerer Wellenschlag ist — er erreicht manchmal fast Meterhöhe, — wird das Zeltdach ganz durchnäßt. In der Stille der Nacht hört man das Rauschen des Wassers so intensiv, daß man glauben könnte, irgendwo am Meer zu sein. Gegen Morgen wird der See ruhiger. Graues Licht dringt durch die kleinen Zeltfenster. Man liegt noch eine Weile wach und lauscht dem leisen, müden Schlag der Wellen an die Uferwand. Es ist, als ob der See im Schlaf ruhig atmet. — Jetzt kommt der Sohn des Bäckers aus dem nahen Dorfe und bringt das frische Gebäck. Ich springe aus dem dumpfen Zelt und atme die reine Morgenluft tief ein. Das ist der köstlichste Augenblick des ganzen Tages. Der See liegt fast reglos. Sein Spiegel glänzt wie flüssiges Silber. Die ganze Landschaft ist von einer unbeschreiblichen Frische und Blankheit. Weiße Möwen schießen über das Wasser hin. Ihre kurzen Schreie durchschneiden die Morgenstille. Vom jenseitigen Ufer wird der dünne Klang einer Glocke herübergeweht, die zur Frühmesse ruft.

Wir sitzen vor dem Zelt und frühstücken. Bald müssen wir das Sonnensegel aufspannen. Die Sonne brennt unbarmherzig. Wir sind nicht mehr so einsam wie in der Frühe. Der Strand hat sich mit Badenden belebt. Große Autoomnibusse bringen immer neue Gäste. Es entwickelt sich ein buntes, fröhliches Treiben wie in einem Seebad. Auch wir flüchten uns ins Wasser. Dann muß der Herd kunstvoll aufgebaut werden, und mit wohlverteilten Rollen wird das Mittagsmahl vorbereitet. Am Nachmittag heben wir unser Faltboot, das treu wie ein Hündchen neben dem Zelt liegt, ins Wasser. Es ist für einen Neuling, wie ich es bin, doch ein merkwürdiges Gefühl, in diesem Miniaturschiff zu sitzen, das nur aus ein paar dünnen Stangen und einer Gummihaut besteht. Die geringste Bewegung des Wassers ist durch die elastische Bootswand hindurch zu spüren. Und in diesem gebrechlichen Rahn sind meine Freunde vor einem Jahre von Stettin um die Nordspitze von Rügen herum nach Hiddensee gefahren. Wir kommen nur langsam vorwärts. Das kleine Segel bleibt bei dem schwachen Winde ganz schlaff. Es muß also gepaddelt werden. Jetzt merken wir erst, daß das gegenüberliegende Ufer, dem wir zustreben, doch nicht so nah ist, wie es bei der durchsichtigen Luft immer scheint. Die Entfernung beträgt tatsächlich fast vier Kilometer. Unter uns muß ehemals ein Wald gestanden haben. Die toten Zweige und Wipfel ragen noch aus dem Wasser. Das Ganze macht einen gespenstischen Eindruck. Noch unheimlicher wirkt ein ertrunkenes Gehöft, dessen Mauern und Dachbalken rechts von uns aus dem Wasser starren. Ruderboote und Paddler begegnen uns. Große weiße Segel leuchten auf, und sogar ein kleiner Dampfer kommt würdevoll angeschwommen. Ich muß wieder an den Bodensee denken. Freilich ist das maritime Leben hier noch in den ersten, bescheidenen Anfängen. Aber wer weiß, vielleicht wird man sich auch hier bald an den gleichen bewegten und anmutigen Seebildern erfreuen können, wie sie sich in Konstanz oder in Ueberlingen dem Beschauer bieten.

Am Spätnachmittag, wenn die ärgste Hitze vorüber ist, gehen wir ins nahe Carlowitz einkaufen. Dieses Dorf könnte ebenso gut Hagnau oder Sipplingen heißen und am badischen oder schwäbischen Ufer des Bodensees liegen. So süddeutsch wirkt es in seiner Anlage und in seinem Charakter. Vielleicht sind seine Gründer vor Jahrhunderten als Kolonisten aus Süddeutschland nach dem Osten gezogen. In solchen Dörfern fühlt man sich gleich heimisch und geborgen. Hochbeladene Erntewagen überall. Aus den Gruppen der Männer und Frauen, die vom Felde kommen, hört man Scherzworte und frohes Lachen. Vor der Schmiede wird gerade ein Pferd beschlagen. An allen Haustüren wimmelt es von barfüßigen, braungebrannten Kindern. Sie grüßen den Fremden mit offenen, freundlichen Gesichtern. Ein Hund springt munter bellend über die Straße. Meister Ludwig Richter könnte dieses abendliche Dorfbild gemalt haben. O Deutschland!

Unsere Wege im Dorf sind immer die gleichen. Zuerst müssen wir nach der eingelaufenen Post fragen. Wir sind ja Zeltbewohner und können als Anschrift weder Straße noch Hausnummer angeben. Die Postnebenstelle befindet sich in dem Gasthaus, das gleich hinter dem Standraum an der Straße liegt. Mögen die Wirtsleute noch

so viel zu tun haben, unsere Wünsche werden stets freundlich erfüllt. Hinter dem Haus ist ein schattiger Wirtsgarten, in dem es sich bei einem kühlen Trunk gut rasten läßt. Dann gehen wir zwischen bunten Bauerngärten quer durchs Dorf zur Bäckerei. In dem kleinen Laden, der genau so adrett und lustig aussieht, wie die hölzernen Kaufmannsläden, mit denen wir einst als Knaben spielten, bekommt man buchstäblich alles, was fahrende Leute für den Lebensunterhalt brauchen: Kolonialwaren, Obst, Wurst, Nähgarn, Kerzen – kurz es ist ein Warenhaus im Kleinen. Selbst unser Trinkwasser beziehen wir aus diesem Zauberlädchen. Es ist ein köstlich klares Wasser, das merkwürdigerweise unter der Backstube entquillt. Wir unterhalten uns gern mit den Bäckerleuten, dem bedächtigen Herrn Meister, der freundlichen Frau Meisterin und den beiden bescheidenen, immer gefälligen Söhnen. Während wir plaudern, kommen andere Kunden. Hier hat das Geschäftsleben noch einen geruh samen Gang. Die Betriebsamkeit ist in unsere Dörfer gottlob noch nicht eingebrochen. Der Mensch ist noch nicht zur Sache geworden. Einkauf und Verkauf ist hier nicht nur eine rein ökonomische Funktion. Man fragt also, wie es den Kindern geht, besonders dem Kleinsten, das neulich erkrankt ist. Man erkundigt sich nach dem Ergebnis der Ernte und nach den Plänen für den nächsten Sonntag. Den Kindern, die mit festgeballter Faust ihre Pfennige halten, während die Finger der anderen Hand im offenen Mündchen einen Halt suchen, muß geduldig das Geheimnis ihrer Wünsche entlockt werden. Es kommen auch ganz kleine Hemdenmache, die unbewegt und schweigend auf der Schwelle stehen bleiben, bis ihnen der gute Meister ein Bonbon gibt. Ich bewundere die immer gleichbleibende Ruhe und Freundlichkeit, mit der diese kleinen Geschäfte abgewickelt werden. Beim Heimweg holen wir noch aus einem Gehöft unsere Abendmilk und steigen dann mit vollen Kannen den Staudamm wieder hinauf. Auf der Höhe des Dammes bleibt man betroffen und beglückt stehen. Im abendlichen Licht breitet sich die Landschaft in ihrer ganzen Weiträumigkeit und wunderbar abgestimmten Schönheit vor uns aus. Die scheidende Sonne überspinnt Wiesen, Felder und Berge mit einem warmen, seidigen Glanz. – Die Badegäste sind schon fort. Unser Zelt liegt wieder wie am Morgen einsam am menschenleeren Strande. Es wird kühl, und wir freuen uns über das kleine Feuerlein, an dem wir unser Abendessen bereiten. Eben konnte man noch gerade vor uns das hochgelegene Schloß der Breslauer Bischöfe, Johannesberg, deutlich sehen. Die hellen Mauern heben sich im ersten Dämmerlicht vom Hintergrund der dunkelnden Berge ab. Zu den Füßen des Schlosses drängen sich die Giebel der kleinen Stadt Jauernig eng zusammen. Ottmachau ist nur noch schemenhaft sichtbar. Jetzt verschwimmen die Umrisse in der Dämmerung, und auf der Burgterrasse werden die Lichter angezündet. Patzschau erkennt man nur an dem hellen Schimmer, der über der Stadt schwebt. Es wird immer dunkler. Der Mond zieht als schmale Sichel über die Berge herauf und spiegelt sich seltsam scharf in dem glatten Wasser. Wir gehen noch eine halbe Stunde am Strande auf und ab, umschwirrt von zahllosen Schwärmen winziger Fliegen, die glücklicherweise keine Stechmücken sind. Das Zelt ist schon zur Nacht gerüstet. Es bedarf zwar noch einiger akrobatischer Übungen, bis

largitione regum . uel principum . oblatione fidelium
 eccle illibata pmaneat . In quibus hec proprijs
 Otmochor . Gradice . barda . yemechi . Gramolij .
 cu omibus penentijs eaz . terras quoq; cutas . et
 cu penentijs suis . Est tellus otmochor . cum pa
 trebnice quod curuce translata e . duas villas a
 villas hereditatis sue quattuor . unam in montibus



Lith. v. Haertel, Ottmachau

Aus der Schutzbulle des Papstes Hadrian IV., 23. 4. 1155 (älteste Schreibung der
 Rastellanei Ottmachau)
 Ottmachau, alter Etich (um 1740)



Stadtansicht



Dom

Ottmachau

man sich auf dem schmalen Schlafrum zurechtgefunden hat. Die Augen fallen uns von selbst zu. —

Manchmal gehen wir auch in die Stadt. Dieser Gang nach Dttmachau ist wie eine romantische Reise ins Mittelalter und ins Barock. Eichendorff müßte ihre heimlichen Wunder beschreiben und Meister Spitzweg sie malen. Da heißt es zuerst die aus Granitwürfeln lose geschichtete Treppe zur Höhe des Staumammes hinaufklettern. Man kommt sich auf der schrägen Staumauer wie bei einer Besteigung der ägyptischen Pyramiden vor. In die grünen Wipfel jenseits des Damms ducken sich die Dächer von Carlowitz. Das neue Strandbad zur Rechten erinnert mit seinen eleganten, weißen Bauten und dem weitgedehnten sandigen Badestrand an ein vornehmes Ostseebad. Die Staumauer stellt sozusagen die Strandpromenade vor. Länger und glatter wird sie wohl auch in Heringsdorf oder in Zinnowitz nicht sein. Sicher aber hat keines dieser Seebäder einen so großartigen und interessanten Landschaftsrahmen. Auf der fast dreißig Meter hohen Mauer spürt man den Wind. Es ist wundervoll, so auf schmaler Bahn im wehenden Winde zu gehen. Das Märchenbild der alten Stadt rückt immer näher. Das wuchtige Quadrat der grauen Bischofsburg klingt mit dem barocken Türmepaar der hochragenden Kollegiatkirche prachtvoll zusammen. Ich kann mich garnicht sattsehen.

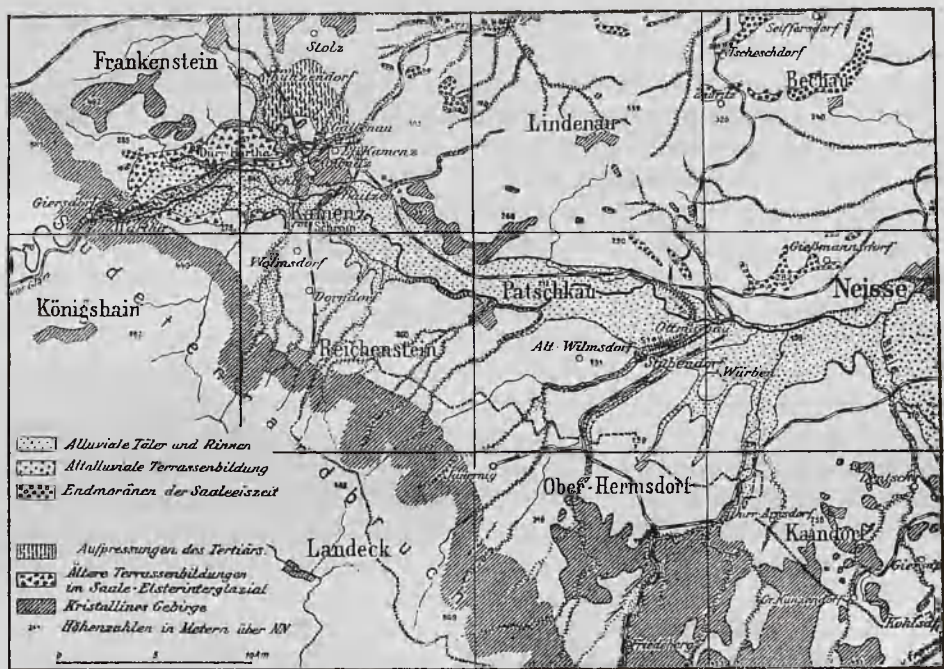
Nach einer halben Wegstunde steigt man auf vielen Stufen wieder herab und begrüßt dankbar den Schatten gewaltiger Eichen, die den Weg bis zur Stadt säumen. Rechts und links Gärten und Wiesen, auf denen die Leute ihre Wäsche bleichen. Dttmachau, die uralte Kastellanei, liegt wirklich auf einem Hügel. Ein schmaler Pfad führt hinauf. Durchschreitet man das kleine Mauerpfortchen, dann ist man plötzlich im Mittelalter. Ein verwitterter Torbogen ragt auf, und man geht eine Straße entlang, die zwischen Gartenmauern und alten Häusern hindurch führt. Alles ist seltsam verwinkelt und wie verzaubert. Nur öffnet sich ein viereckiger Platz, der still und menschenleer in der blanken Vormittagssonne liegt. Ich glaube, er führt den stolzen Namen Domplatz. Jedenfalls würde ich mich garnicht wundern, wenn plötzlich aus den Türen der Biedermeierhäuschen die würdigen Stiftsherren treten würden, um in die an der einen Seite des Platzes gelegene Kirche zu gehen. Diese ehemalige Kollegiatkirche ist wirklich groß und mächtig wie ein Dom. Sie beherrscht von ihrer Höhe das ganze Bistumsland. Besonders gewaltig ist der Eindruck, wenn man unmittelbar vor der schön gegliederten Fassade steht, die vor kurzem in einem hellen, leuchtenden Ockerton renoviert wurde. Eine Tafel über dem Portal verkündet im verschnörkelten Latein des 18. Jahrhunderts, daß der Fürstbischof Franz Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein, diesen stolzen Bau errichtet hat. Sein schmales, aristokratisches Gesicht mit der weißen Allongeperücke kann man auf einem Bilde in der Kirche sehen.

Eine enge Gasse führt von der Kirche zum Ring. Man weiß nicht recht, ist man in einem der kleinen, versonnenen Städtchen am Main oder in Spitz an der Donau. Diese barocke Muttergottesfigur mit dem lustigen Engelsvolk hat man doch schon in hundert altösterreichischen Kleinstädten gesehen. Und dieses würdige Rathaus mit

den eisenumsponnenen Wänden, der barocken Sonnenuhr und dem Bischofswappen könnte ebensogut in Dürrenstein oder in St. Pölten stehen. Und noch eine Verwandtschaft fällt uns auf. Ist es uns hier nicht ebenso behaglich zu Mute, als wenn wir um den Ring von Freinwaldau oder durch die Gassen von Goldenstein schlendern würden. Fast alle Städtchen diesseits und jenseits der Sudeten haben eigentlich den gleichen Charakter und Lebensstil. Österreichische und schlesische Stammesart haben sie geprägt. Die Menschen hier sind höflicher und zutraulicher als anderswo. Der weitgereiste Herr Meister, in dessen Laden wir unser Fleisch holen, und die freundliche Kaufmannsfrau behandeln uns wie alte Bekannte und nehmen an unseren Zeltfreuden und -leiden lebhaften Anteil. Das ist aber nicht die gemachte Freundlichkeit, die man zuweilen in vielbesuchten Badeorten findet. Der fremde Gast ist hier noch nicht zum Objekt der Fremdenverkehrsindustrie geworden.

Nun steigen wir die Spitzweggasse wieder hinauf zur Kirche. Einen Augenblick bleiben wir noch vor der majestätischen Front der Kirche stehen und gehen dann zwischen Hintergebäuden, kleinen Höfen und der Mauer des Schlossparkes zur Burg. Ich kenne die Ottmachauer Burg schon seit vielen Jahren, aber ich bin doch immer wieder überrascht, wenn ich vor ihr stehe. Wo ist im schlesischen Osten ein mittelalterlicher Bau von solchem Format und von so einheitlicher Wirkung. Der Weg schwingt sich steil bergan. Man sieht auf die Dächer und in die Straßen des Städtleins. Eine steinerne Tafel am Eingang zum Burghof besagt, daß die Burg etwa hundert Jahre im Besitz der Familie Humboldt war. Warum berichtet sie nicht von der tausendjährigen Geschichte dieser ehrwürdigen Stätte? – Man hat im Burggebäude ein Hotel eingerichtet. Aber die Zweckmäßigkeit einer solchen Verwertung läßt sich streiten. Man muß aber sagen, daß der notwendige Umbau mit Geschmack und unter möglichster Schonung des historischen Charakters vorgenommen wurde. In ganz Ostdeutschland wird man kaum eine zweite Hotelterrasse finden, die eine so bezaubernde und großartige Fernsicht bietet. Es ist köstlich, an einem stillen Vormittag im Schatten der Bäume auf der unteren Terrasse zu sitzen und über das blühende schlesische Land hinauszublicken.

Der Rückweg führt uns durch den Schlosspark. Das ist noch ein wirklicher Burggarten, mit uralten Bäumen und tiefer Schattenkühle. Auf den Bänken sitzen die alten Ottmachauer Bürger und sprechen von den vergangenen Zeiten. Begegnet man jüngeren Leuten, die mit ihrem Badezeug auf dem Wege zum Strandbad sind, dann hört man sie sicher von der Zukunft sprechen, von neuen Schiffen, von Wassersportveranstaltungen und großen Tagungen. Ottmachau wird für sie zur zukünftigen schlesischen Seestadt. Möchten alle Eure Wünsche und Hoffnungen, Ihr lieben Ottmachauer, in Erfüllung gehen! Euer schönes Ländchen lag lange genug abseits, seitdem die bischöfliche Residenz und das Stiftskapitel im 15. Jahrhundert nach dem aufblühenden Neisse zogen. Nun soll Euer redlicher Sinn und Eure stille Geduld endlich belohnt werden. Euer Stausee soll das „schlesische Meer“ des deutschen Ostens werden.



Überblickskarte des Neissegaus

Zur Geologie der Gegend von Ottmachau

Von Prof. Dr. Johannes Behr

Wer sich ein Bild von der Gliederung des Neissegaues machen will, der soll zunächst einmal vom hohen Altan des Ramenzer Schlosses seinen Blick über die Landschaft schweifen lassen – natürlich bei klarem Wetter. In wundervoller Geschlossenheit zieht von NW nach SE die Kette der Ostfudeten. Weit im Westen sieht man die Hohe Gule, deutlich zeichnen sich die Linien der Feste Silberberg in der Silhouette. Dann folgt nach Osten der Paß von Wartha, im Süden das Reichensteiner Gebirge mit dem Jauersberg und dem Heidelberg und weiter nach SE das Altvatergebirge. Ohne weitere Übergänge erhebt sich das Gebirge unmittelbar aus der Ebene.

Gleich, nachdem die Neisse das Gebirge verlassen, erweitert sich das Tal zu einem großen Becken, an dessen nördlichem Rand zahlreiche Riesgruben liegen. Das Dach der alten Zisterzienserkirche von Ramenz ragt steil aus dieser Niederung auf, in der mächtige Eichen grünen.

Die nach Osten sich anschließende breite Wanne von Patschkau ist durch einen Glimmer-

schieferriegel bei Baigen von dem Kamenzger Becken getrennt, der heute einen schmalen Durchfluß der Neiße gestattet.

Die beiden großen Einsenkungen sind tektonischer Natur, d. h. sie sind die Folge von Schollenbewegungen, die aufs engste verknüpft sind mit der Entwicklung der großen Störungszone (Sudetenrandbruch) in der Erdrinde, an der sich allmählich in der Kreide- und Tertiärzeit die Sudeten heraus hoben.

So erklären sich denn auch die im Vorlande des Sudetenrandbruches auftauchenden Gesteinsinseln als stehengebliebene Horste gegenüber den abgesunkenen Schollen.

Das Becken von Kamenz füllte die Neiße mit Gebirgsschutt und bahnte sich ihren Weg, der sich an zahlreichen Riesgruben verfolgen läßt, in der Richtung des heutigen Ohlelales.

Als zur Saaleiszeit dieser Weg versperrt wurde und unter dem Druck des Inland-eises Geländeschwellen, wie bei Gallenau und Alt-Altmannsdorf entstanden, wurde die Neiße zum Abfluß nach Osten gedrängt. Der Gesteinsriegel bei Baigen wurde durchsägt, und mit dieser erodierenden Tätigkeit des Wassers begann der Abtransport der Kiese aus dem Kamenzger Becken in die Wanne von Patschkau. Hier wurden sie beim Bau des Staubeckens in Mächtigkeiten von 8 m beobachtet, aber ein Profil durch den Talquerschnitt zeigt, daß das heutige Neissebett keineswegs im Zuge der größten Riesmächtigkeit liegt. Vergl. Profil am Schluß dieses Aufsatzes.

Wie die aus den Seitentälern zugeführten Schuttmassen den Lauf des Flusses beeinflussen haben, sieht man am deutlichsten dort, wo die Freivalsbauer Biele einmündet. Weit nach Norden ist die Neiße abgedrängt und zur Bildung von Steilufern gezwungen.

Nur bei Hochwasser nimmt die Neiße ihr breites Bett noch in Anspruch.

Etwa in der Mitte der Patschkauer Wanne liegt Ottmachau.

Von diesem Teil des Neissegaus bekommt man die eindrucksvollste Übersicht, wenn man auf der Straße Ottmachau-Allersdorf hinauf zum Gott Vater Berg (3,5 km) wandert, der etwa 284 m über N.N. und 84 m über dem Neissepiegel sich erhebt.

Welch ein Gegensatz zwischen N. und S. des Tales!

Während nördlich lebhaft entwickelte Landschaftsformen uns begegnen, eine Hügelkette mit vielen Tälern und Senken, die an Ostpreußen und Pommern erinnert, breitet sich südlich des Tales eine weite Ebene aus, die wie eine treppenförmig zerbrochene Platte vor dem Gebirge liegt.

Von dem tieferen Untergrund des Neissetals wissen wir wenig, wenn auch der Zusammenhang des kristallinen Gebirges im N. bis Strehlen hin mit dem im S. erkannt ist, wenn auch die kleinen Granitinseln von Nitterwitz, Lindenau, Eichau die Verbindung zwischen dem Friedberger und Strehleener Granitmassis andeuten, so ist doch die Tiefe des Neissegrabens noch unbekannt. Nur eine Bohrung am Wasserwerk Neiße hat ein Profil bis 219,74 m erschlossen und gezeigt, daß bei 212,00 m Marines Mittelmiozän ansteht. Die darüberfolgenden Ablagerungen des jüngeren Tertiärs sind Süß-

wasserablagerungen. Tone, verschieden an Farbe und Beschaffenheit, fett, sandig, kiesig, knorpelig, breccienartig, wechseln mit feinen bis kiesigen Sanden, mit Geröllschichten, mit tonigen Sanden, oftmals in schneller Aufeinanderfolge – kurz, die ganze Schichtenfolge ist das Spiegelbild einer Sedimentation am Seeufer. Die vom Gebirge abströmenden Wasser führten den dort aufgespeicherten Gesteinschutt fort und brachten ihn je nach Strömungsgeschwindigkeit und Zeitdauer in den Randgebieten des vorgelagerten Sees zum Absatz. Daher die oft schnell aufeinanderfolgende Verzahnung der Schichten.

Die in einzelnen Bohrungen, so bei Stübendorf, im Liegenden des Tertiärs angetroffenen tiefgründig zeretzten Glimmerschiefer und Gneise sind die Reste einer alten unter klimatischen Einflüssen vertonten Landoberfläche. Sie ist am Gebirgsrande häufig erbohrt, und hier liegt das Ausgangsmaterial für die buntgeflamnten Tone des Vorlandes und für die kaolinischen Beimengungen der Sande. Die Verbreitung von weißen Quarzkiesen mit Kiesel-schiefer und kaolinisierten Porphyrgeröllen als allerjüngstes Glied in der tertiären Schichtenfolge deuten auf ein vielfach verzweigtes, im allgemeinen flaches Bewässerungsnetz der Landschaft.

Von der damaligen Fauna und Flora sind nur dürftige Reste gefunden und von Major a. D. Drescher-Elguth aus dem Aufschluß am Alleeberg gesammelt: ein sehr gut erhaltener Mastodonzahn (*Mastodon tapiroides* Cuv.), und Pflanzenreste von *Salix varians* Göpp., *Carpinus grandis* Unger (?), *Ulmus carpinoides* Göpp., *Fagus attenuata* Göpp., *Abies* sp., also eine Flora ähnlich der von Schoßnig.

Das heutige Landschaftsbild aber wurde erst in der Diluvialzeit geformt.

Wie in anderen Formationen Fossilien das Alter der betr. Schichten erkennen lassen, so charakterisieren in den glazialen Ablagerungen des Diluviums die nordischen Kristallinen Geschiebe durch ihren Heimatsnachweis die einzelnen Eiszeiten.

Die älteste Eiszeit (Elster Eiszeit) drang bis an das Gebirge vor und streckte ihre Zungen in die Täler hinein. Die zweite Eiszeit (Saale Eiszeit) hat das Neisse-tal hier nicht überschritten. Der ganze geschlossene Bogen der Endmoräne von Gießmannsdorf ist ihre südlichste Stillstandslage. Und die aus ihr abströmenden Wasser schufen die breite, nach dem Tale zu allmählich abfallende Sanderfläche.

Wie im Tertiär der Abtransport der im Gebirge liegenden Schuttmassen mit den abströmenden Wassern sich vollzog, so begann dieser durch die Eisdecke unterbrochene Prozeß sofort wieder, als die Landschaft eisfrei wurde. Diese Gebirgsrand-schotterströme krochen stellenweise bis zum nördlichen Rand des Neisse-tals. Hierzu gehören wahrscheinlich auch die 1 m mächtigen Schotter auf dem Ottmachauer Schloßberg. Sie wurden gelegentlich der Kanalisationsarbeiten in der Nähe der katholischen Pfarrkirche unter 1–1,5 m mächtigen Kulturschichten erschlossen. Für die Stratigraphie dieser Gegend haben diese Gebirgsrand-schotter, die durch wenig abgerollte Geschiebe, mangelhafte Schichtung und schmutzige Farbe leicht zu erkennen sind, eine besondere Bedeutung bekommen.

In dem breiten Tal fällt, weithin sichtbar, der Hasenberg südlich Ottmachau auf. Er besteht aus einem tertiären Tonkern mit einer Hülle von Geschiebelehm und Löß. Als Decke trägt er groben Ries mit nordischen Geschieben. Der umkleidete Tonhügel ist ein stehengebliebener Rest, genau so wie das Innere des Ottmachauer Schloßberges, aus der Zeit, da das ganze Tal bis zu dieser Höhe von Ton ausgefüllt war. Neolische Kräfte mögen in der Diluvialzeit diesen Hügel modelliert haben, als mächtige Stürme am Gebirgsrande den Boden ausbliesen und durch Anhäufung des Staubes die fruchtbaren Lößfelder schufen. —

„Das mittlere Wirken der Weltgenese sehen wir leidlich klar und vertragen uns ziemlich darüber; Anfang und Ende dagegen werden uns ewig problematisch bleiben.“

(Goethe.)

Man findet Literatur in:

Behr J.: Die Entwicklung des Tertiärs und Diluviums im Grenzgebiet von Nieder- und Oberschlesien.

Sitzungsber. der Preuß. Geolog. Landesanstalt 1929.

Behr J.: Das Staubecken von Ottmachau.

Sitzungsber. d. Preuß. Geolog. Landesanstalt 1930.

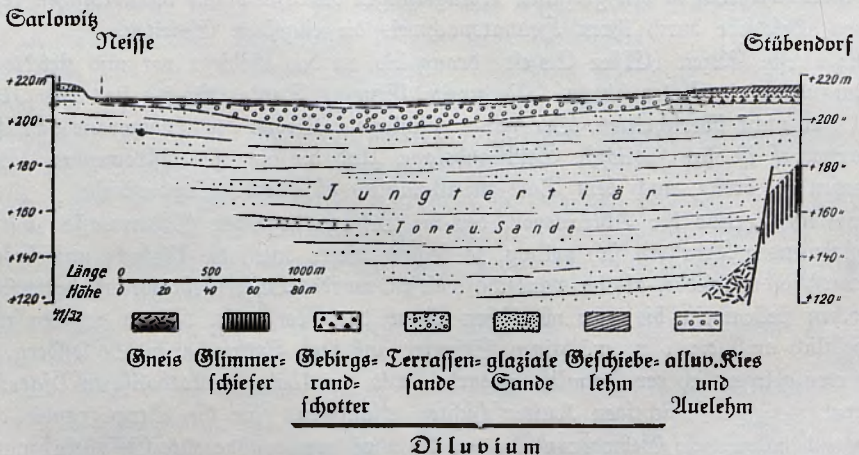
Behr J. und von zur Mühlen L.: Zur Gliederung und Altersstellung des oberschlesischen Diluviums.

Jahrb. der Preuß. Geolog. Landesanstalt 1932.

Behr J. und von zur Mühlen L.: Die Urbettung der Glazer Neisse und Freiwaldauer Biele ebenda.

Behr J.: Die Sudeten und der Neissegau von gestern und heute.

Festschrift 50 Jahre Sudetenverein Neisse 1932.



Profil durch das Neissetal bei Ottmachau



Höhenstufenkarte von Schlesien

1 Höhen bis 200 m

2 Höhen von 200-600 m

3 Höhen über 600 m

4 Das Neissetal bei Ottmachau

Naturwissenschaftliche Betrachtungen über das Ottmachauer Gebiet*

Von Eberhard Drescher / Beuthen O/S

Die Ottmachauer Erdscholle hat von jeher die Schicksale der ihr im Süden vorgelagerten Endeten geteilt. Im Miozän, der vorletzten Stufe des Tertiärs, trat aber eine große Wandlung ein, durch welche zwei grundverschieden gestaltete Gebiete entstanden. Während die heute vor uns liegenden Ostendeten emporgehoben wurden, versank unser Gebiet in die Tiefe. Das gesunkene Land wurde während der Eiszeit mit dem aus dem Norden stammenden Moränenschutt bedeckt und während der letzten Eiszeit, deren Gletscher uns nicht mehr erreichten, mit Loß, das ist der durch Winde von dem nördlichen Eistrand herangetragene Staub, überzogen. Dadurch entstand ein sehr fruchtbarer Boden, der eine intensive Landwirtschaft zur Folge hatte und bestimmten Tier- und Pflanzen-Gesellschaften günstige Siedlungsmöglichkeiten bot.

Diese Formation wird aber mannigfach durchbrochen. Von Westen nach Osten durchströmt der Gebirgsfluß Neisse das Gebiet. Dieser früher sehr breite Strom lagerte reichliche Schottermassen mit Riesbänken ab, überzog aber auch andererseits die Niederung mit kostbarem Aulehm. Durch den oft wechselnden Lauf der Neisse bildeten sich reichlich Kolke und Lachen. Die am Nordrand aufgestauten Erdmoränen hinterließen ebenfalls bedeutende Ries- und Sandlager, die nach der Durchfurchung des Moränenlandes durch die sich bildenden Wasseradern auf der ehemaligen Moränenebene liegen

* Die im Text gegebenen Nummern beziehen sich auf die Literaturangaben am Schluß des Aufsatzes, S. 26.

blieben und nunmehr auf den durch die Flußeinschnitte entstandenen Kuppen lagern und als Kies- und Sandgruben aufgeschlossen sind.

Diese Kiese und oft recht großen Findlinge des diluvialen Geschiebes wären das einzige Steinmaterial der Gegend, hätten nicht an einigen Stellen Eruptivgesteine das Gelände durchbrochen. So in Magwitz Granit, in Lobedau Diorit und in Gläsendorf Basalt. Durch Abbau dieser Gesteine entstanden später kleine Felswände.

Schon aus diesen wenigen Hinweisen ersehen wir, daß das Gebiet im Laufe der Zeiten großen Veränderungen unterworfen war und wir können daraus schließen, daß diese geologischen und klimatischen Verhältnisse auch einen einschneidenden Einfluß auf die Besiedlung gehabt haben müssen. Funde beweisen uns auch, daß die Zusammensetzung der Tierwelt im Tertiär und Diluvium eine ganz andere gewesen ist als heute.

Für das Pliozän, dem obersten Abschnitt des Tertiärs, konnte durch Auffindung eines Molars der Nachweis erbracht werden, daß hier ein Vorläufer des Elefanten, ein *Mastodon tapiroides* Cuv., gelebt hat. Reste von tertiärer Weide, Ulme, Ahorn, Hainbuche, Rotbuche weisen auf die Zusammensetzung der Bewaldung hin. Es sind durchweg Pflanzen eines nicht sehr warmen Klimas. (Nr. 1).

All diese Pflanzen wurden durch das heranrückende Eis der Diluvialzeit wieder verdrängt. In den Zwischeneiszeiten setzt von neuem eine Besiedlung ein, die abermals weichen muß, bis endlich nach dem Rückzug des Rißseises eine Einwanderung von Lebewesen einsetzt, die im Laufe der Jahrhunderte zur heutigen Besiedlung überleitet. Aber die Gängetiere der Eis- und Nacheiszeit lieferten noch recht stattliche Vertreter. Am bei weitem häufigsten fand man in unserem Gebiet von ihnen die Reste des Mammuts. Es war ein beliebtes Jagdtier des damaligen Menschen, welcher auch nach dem letzten Rückzug des Eises bei uns erschien. (Nr. 3).

Weitere Funde bewiesen das Vorhandensein des wollhaarigen Nashorns, des Wildpferdes, des Moschusochsens und des Auerochsens. Reste des Renntieres wurden im Gebiet nicht gefunden, dagegen kam bei einer Schachtung im Dorf Ellguth in 4 m Tiefe das Schulterblatt des Damhirsches (det. Dr. Hilzheimer) zu Tage. Das Stück lag direkt auf dem tertiären blauen Ton, jedoch ist bis heute ein eiszeitlicher Damhirsch noch nicht gefunden worden.

Während all diese Tiere, welche dem Norden angehören, mehr oder weniger zeitig wieder auswanderten oder ausstarben, lebte der Auerochse noch bis in das 17. Jahrhundert hinein bei uns. (Nr. 10). Ein weiterer Vertreter der Cerviden konnte durch die Auffindung eines Hinterhauptstückes des Hirsches nachgewiesen werden. (det. Dr. Gandert). Es entstammt einem riesigen Exemplar. Das Tier dürfte während der Mittelsteinzeit hier gelebt haben.

Fauna und Flora wandeln sich nun immer mehr. Aus der nun folgenden jüngeren urgeschichtlichen Zeit liegen uns nur wenige Funde vor, jedoch konnte in einer jungsteinzeitlichen Siedlung, also etwa 3000 v. Chr., der Rest einer Leichmuschel, jedenfalls *Unio crassus*, nachgewiesen werden. In einem spätbronzezeitlichem Topf, etwa

um 800 v. Chr., erkannte man in Speisereften die Körper der gemeinen Melde (*Chenopodium album* L.) (det. Schubert). (Nr. 3). Auf dem Urnengräberfeld von Starrwitz kamen bei Drainagearbeiten ein Lendenwirbel und Metatarsus eines einer schweren Rasse angehörenden Pferdes zu Tage (det. Dr. Sanders). Eine Wandalsiedlung des 4. Jahrhunderts n. Chr. lieferte Reste von Rind und Schwein, der Kiefer, Eiche, Haselnuß, Weizen, Roggen, Schilf (*Phragmites communis* Trin.), Binsen und Schachtelhalm. Dies weist auf regen Ackerbau und die Nähe von Wasser und Sumpf hin. (Nr. 3).

Aber ganz war die Besiedlung nie unterbrochen worden. Nach Prof. Dr. Frech (Nr. 5) ragten die höchsten Gipfel des Sudetenvorlandes auch bei der stärksten Vereisung über die Gletscherfläche hinaus und in den Sudeten müssen auch die geschützten Täler eisfrei gewesen sein. Hier konnten sich also Tiere und Pflanzen, die es vermochten, sich der Kälte anzupassen, erhalten. In unserem Gebiet fand ich von solchen Formen den Krebs *Alona intermedia* G. O. Sars. in einer kühlestothermen Lache der Neisse. Auch zwei weitere Bewohner des Ellguther Mühlgrabens sind sehr beachtenswert. Es ist die Wasserwanze *Aphelocheirus ästivalis* F. und die Kotalge *Hildenbrandia rivularis* (Libm.) Breb. (Nr. 2). Die Wanze, ein recht seltenes Tier, ist in dem Brackwasser der Schwentine beheimatet und die Kotalge ist eine Parallelform der Meeresalge *Hildenbrandia rosea* Kütz. Wanze und Kotalge leben zusammen im Mühlgraben. Nun ist zu beachten, daß die Kotalge ebendieselbe Varietät (v. drescheri Lingelsh.) gebildet hat wie die Meeresalge (v. fuscescens Caspary.) und daß die Ellguther Alge sogar noch den typischen Meeresgeruch verbreitet. Nun hat man an anderer Stelle Schlesiens einen Strudelwurm gefunden, dessen nächste Verwandte ebenfalls das Brackwasser der nordischen Küsten bewohnen und dessen Erscheinen man nur so erklären kann, daß die Eiszeitgletscher das Wasser der Flüsse und damit die Lebewesen nach Süden abgedrängt haben. (Nr. 10). Hier paßten sich einige Formen an, wurden Süßwassertiere und blieben nach Rückzug des Eises zurück.

Die neuen Einwanderer fanden also hier und da schon Leben vor. Wann und woher die einzelnen Arten in unser Gebiet gekommen und heimisch geworden sind, wird sich niemals ergründen lassen, jedoch geben die Vertreter der sogenannten Faunen- und Floren-Elemente einen Anhalt über diese Frage. Man versteht unter obiger Bezeichnung eine Gruppe von Tieren und Pflanzen, die ein gleiches Areal bewohnen. In unserem Gebiet finden wir Vertreter von wenigstens 6 Faunen- und Floren-Elementen. Die Einwanderungswege weisen in der Hauptsache nach Osten bis Süden. Nachdem sich das Eis zurückgezogen hatte, bedeckten noch viele Seen und Sümpfe, welche von den Schmelzwässern stammten, das Land, ein Zustand, der sich besonders in unserem Neisseetal ausgewirkt haben muß. In dieser Zeit beginnt die Einwanderung oben genannter Tiere. Es folgt dann eine nicht warme Trockenperiode, in welcher die Kiefer und Birke vorherrscht. Daraufhin wird das Klima wärmer. Der Laubwald mit der Eiche tritt auf. Es ist der Höhepunkt des letzten Interglazials. (Nr. 9). In

dieser Zeit wandern eine Menge Pflanzen aus dem Südosten ein, die, als es wieder kälter wurde und das Eis von neuem vorrückte, wieder zum größten Teil zurückweichen mußten. Sie gehören dem pontischen Element an. Von ihnen sind unter anderen noch im Gebiet vorhanden die rauhe Gänsekresse (*Arabis hirsuta* Scop.), die gemeine Graselke (*Armeria vulgaris* Willd.), der Wiesensalbei (*Salvia pratensis* L.), die Färbescharte (*Serratula tinctoria* L.), der große Krümling (*Chondrilla juncea* L.), das gefleckte Ferkelkraut (*Hypocharis maculata* L.), der Bitterich (*Picris hieracoides* L.) und andere. Sämtliche genannte Pflanzen wachsen an trockenen, oft kiesigen, warmen, möglichst nach Süden geneigten Stellen, wie trockenen Wiesen, Lehnen, Wegerändern und dergleichen.

Ein sehr beachtenswertes Vorkommen eines wärmeliebenden Tieres ist jenes der Mauerbiene (*Chalicodoma muraria* F.). Sie bewohnt die Sandgruben Ellguths, wo sie an die an den Südhängen zu Tage tretenden größeren Geschiebesteine ihre kunstvollen Lehmnestler anbringt. Auch an der Südwand des Ellguther Dominialhauses habe ich die Nester gefunden, sie wurden aber regelmäßig vom Grünspecht vernichtet.

Ähnlich wird man sich das Auftreten einiger Käferarten erklären müssen. So jenes von einem Halbdecker *Paederus sanguinicollis* Steph., der in Mähren an den Ufern der Ostrowiza und anderen südlichen Gegenden häufig auftritt, in Schlesien aber noch nicht nachgewiesen war. Dasselbe ist von zwei Bockkäferarten zu sagen, *Clyanthus varius* Fabr. und *Leptura fulva* Deg. Die ersten beiden fand ich selbst in Ellguth, den letzteren sammelte Direktor Schwöder bei Friedeberg in Ostpreußen. (Coleopt. det. Gabriel). (Nr. 8).

Vom östlichen Mittelmeer ist auch der Girlich bei uns eingewandert. Er erschien in unserem Gebiet etwa 1865. In Ellguth brütet er ausschließlich in Gärten.

Auffallend für das Gebiet ist das häufige Vorkommen einer karpatischen Bergpflanze in den Reisseaubüschen, der knolligen gelbblühenden Schwarzwurzel oder Beinweil (*Symphytum tuberosum* L.) sowie des im Oberwald anzutreffenden gelben Fingerhutes (*Digitalis ambigua* Murr.) Zu demselben Faunenelement gehört die im Steinbruch zu Magwitz vorkommende Schnecke *Helix carpatica*. Das Einwandern und Verschieben der Lebensgebiete hat noch vor kurzer Zeit stattgefunden und ist auch heute noch nicht beendet. So ist z. B. unser wildes Kaninchen noch garnicht lange bei uns heimisch. In den 1870er Jahren kam es noch nicht vor. (Nr. 4). Die ursprünglich aus dem östlichen Steppengebiet eingewanderte Gartenammer, die in vielen Gegenden Schlesiens häufig ist, war dies nach Kern bei Ottmachau schon 1887. (Nr. 11). Dann ist der Vogel wieder verschwunden und von mir erst wieder 1920 beobachtet worden.

Eine ganze Anzahl Arten erweiterten ihr Gebiet, indem sie vom Busch in die Gärten zogen. So z. B. die Amsel, die Ende 1800 in Ellguths Gärten erschien. Die Eingdrossel wurde hier erst 1907 Brutvogel. 1911 siedelte sich sogar die überhaupt erst Anfang des 19. Jahrhunderts in Schlesien eingewanderte Wacholderdrossel im Ellguther Gutsgarten auf Zwergobstbäumen dicht am Haus an und 1926 folgte die

Turteltaube, welche am Rande des Hühnerhofes auf Eiche brütete und am frühen Morgen dicht vor den Küchenfenstern im Hühnerhofe Futter suchte.

Aber auch das Wandern von Pflanzen ist festzustellen. So konnte ich das Fortschreiten des der Ruderalflora angehörenden wilden Lattichs (*Lactuca scariola* L.) am Bahndamm der Ramenz-Neisser Strecke von Ottmachau nach Westen beobachten. 1928 war sie beinahe am Dorftrand von Ellguth angelangt.

Aber nicht nur Tiere und Pflanzen benachbarter Gebiete eroberten unsere Scholle, es wanderten auch solche Lebewesen ein, die entweder absichtlich ausgesetzt wurden, aus Gärten verwilderten, oder durch Warentransporte eingeschleppt wurden.

Schon alt eingeführt ist der Edelfasan. Er wurde in dem Fürstbischöflichen Fasangenarten bei Ottmachau gehalten und wurde als „Ottmachauer Fasan“ besonders geschätzt. Die 1905 in Böhmen ausgesetzte n.-amerik. Bismarckgans gelangte erst 1924 nach Schlesien und wurde erstmalig im Gebiet im März 1926 bei Patschkau gefangen.

Recht bedeutend ist die Zahl der eingeführten oder eingeschleppten Pflanzen. Außer den schon seit langer Zeit einheimisch gewordenen Arten wie der falschen Akazie, der schön gelb leuchtenden Nachtkerze (*Oenothera biennis* L.), des Bocksborns, des kanadischen Flohkrautes (*Erigeron*) usw. sind für unser Gebiet Eindringlinge neueren Datums die n.-amerik. Goldrute (*Solidago serotina* Aiton), die große zusammenhängende Büsche im Neisseetal bildet, die besonders an den Mühlgräben häufige goldgelb leuchtende Gauklerblume (*Mimulus luteus* L.) sowie die n.-amerik. Rudbeckie an den Flußufern usw. Alle diese Pflanzen tragen durch ihre Größe oder Schönheit viel zur Verwollkennung des Landschaftsbildes bei. Bedeutend später erschienen die n.-amerik. Wasserpest (*Elodea canadensis* R. u. M.). Die Zaunrübe (*Bryonia alba* L.) stellte ich sogar erst 1919 in Patschkau fest, worauf sie 1926 erstmalig in Ellguth erschien.

Auch mit Saatgut eingeschleppte Pflanzen haben sich bei uns eingebürgert oder längere Zeit erhalten. So wurde 1912 mit Kleeaat das gabelige Leinkraut (*Silene dichotoma* Ehrh.) eingeschleppt, welches daraufhin auf den Bahndamm wanderte und sich dort einbürgerte und erst mit Beseitigung desselben 1928 verschwand. Kürzere Zeit hielten sich die Kresse (*Lepidium perfoliatum* L.) und der Bitterich (*Picris echioides* L.). Zu erwähnen ist auch das Herabsteigen einiger Brutvögel in tiefere Lagen. So erschien z. B. die Wasserramsel als Brutvogel bei Carlowitz und Ellguth. Es zog weiterhin Anfang 1900 die Gebirgsbachstelze in Ellguth ein, die bald so vertraut wurde, daß sie im wilden Wein über der Haustür meines Hauses brütete. Die Ruhstelze dagegen verschwand als Brutvogel. Das letzte Nest fand ich 1894.

Betrachtet man eine Höhenschichtenkarte des Gebietes, so muß uns das Eingreifen einer schmalen Zunge, das Tal der Neisse, in die höher gelegene Stufe auffallen. Hier wird also ein Teil der tieferen Ebene von 200 m ü. d. M. von höheren Lagen eingerahmt. Im Norden erhebt sich das Gelände zu der wichtigen Höhenlage von 300 m, welche das Diluvium von den älteren Schichten trennt. Diese Isophyse ist

für die Besiedlung von besonderer Bedeutung, sie vermittelt den Übergang zum Vor-
gebirge. Im Süden des Neiffetales erheben sich die Ostufeten. Es ist daher nicht
überraschend, wenn man in diesem Gebiet Tiere und Pflanzen auffindet, die sowohl
dem Tiefland als auch dem Bergland angehören. Ich erwähnte schon das Herabsteigen
einiger Bergvögel. Von Tieren, welche das Hügel-Gebirgsland bevorzugen und auch
in unserer Ebene vorkommen, seien noch genannt der Flohkrebs (*Gammarus pulex* L.),
die Eintagsfliegen *Potamantus luteus* L., ein Tier mit großen geteilten Augen und
Siphylurus lacustris Eat. Ferner die schöne Libelle *Aeschna cyanea* Müll. und die Käfer
Platambus maculatus L., *Orectochilus villosus* Müll., der mit der Brackwasserwanze
zusammenlebt, *Helophorus viridicollis* Steph. und andere. Von Zweiflüglern fliegt die
riesige Schnaße *Pedicia rivosa* im Raudenbusch und an der Neisse die Köcherfliege
Philopotamus ludificatus Mc. Lack. Endlich wäre noch das Vorkommen des Berg-
molches zu erwähnen, welcher die geeigneten Stellen des Moränenzuges bewohnt.
Von Pflanzen nenne ich unter anderen die akeleiblättrige Wiesenraute (*Thalictrum*
aquilegifolium L.) des Oberwaldes, Hallers Gänsekresse (*Arabis halleri* L.) und den
rauhhaarigen rosa blühenden Rälberkropf (*Chaerophyllum hirsutum* L.). Im Walde von
Magwitz entdeckte Schalow das äußerst seltene Erdbeerfingerkraut (*Potentilla sterilis*
Garcke). (Mitgeteilt von Kruber).

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um darzutun, wie außerordentlich veränderlich
die Besiedlung des Gebietes war und noch ist. Nachdem nunmehr das Staubecken
seine Fluten über einen großen Teil des Niederungsgebietes ergossen hat, wird aber-
mals eine einschneidende Veränderung vor sich gehen. Schon während des Baues er-
schienen, angelockt durch die Steindämme, die Steinsmäger als Brutsögel und in
dem neuen Turm der Dorfkirche siedelten sich Turmschwalben an, während auf den
mit Wasser gefüllten Baggerlöchern sich Stock-, Krick- und andere Entenarten,
Taucher und Möven herumtrieben. Schon diese Zeit leitete also eine grundlegende
Veränderung des Besiedlungsbildes ein.

Bedauerlich ist es, daß hierbei eine Anzahl seltener Bewohner vernichtet werden.
So ist z. B. mit Sicherheit das Aussterben der europäischen Sumpfschildkröte, der
Alge *Hildenbrandia*, des medizinischen Blutegels und von Pflanzen das Verschwinden
des dreiblättrigen Schaumkrautes (*Cardamine trifolia* L.) nebst vieler anderer Lebewesen
zu erwarten.

Aber schon vorher verschwanden die seltene Flußperlmuschel (*Margaritana margaritifera* L.)
aus dem Ellguther Mühlgraben, die rotbauchige Unke nördlich der Neisse, der Fluß-
kreb, der 1885/86 der Krebspest erlag und von Insekten der Segelfalter (*Papilio*
podalirius L.) und der Schillerfalter (*Apatura clytie* Schiff.). Ein Grund für das Ver-
schwinden der Schmetterlinge ist nicht zu finden.

Die durch Austrocknung verschwundenen Wasservögel werden nun wieder einwandern
und es werden sich neue Arten dazugesellen.

Das Gebiet, eigentlich ein Teil der schlesischen Ebene, ist also stark montan beeinflusst.

Es bildet die Grenze zwischen Tiefland und der Höhenlinie 300. Hier treffen sich die Besiedlungsgrenzen der Tiere der Ebene und jener des Berglandes. Daher kommt es, daß hier neben dem Siebenschläfer und der Wasseramsel über einem Plan von *Arabis halleri* die größte Saatkrähenkolonie Schlesiens im Oberwald zu finden war, also die Siedlung eines Vogels, der oberhalb der Isohypse 300 niemals größere Kolonien anlegt. Bis hierher reicht auch das Vorkommen der Zwenke (*Brachypodium pinnatum* L.). Unser Neisseabschnitt gehört zur Barbenregion, beherbergt aber auch die Forelle.

Es sei noch darauf hingewiesen, daß unser Gebiet gerade an der Übergangsgrenze zwischen dem östlichen und westlichen, also sarmatischen und germanischen Mitteleuropa liegt. (Nr. 10). So kommt bei uns der Girliß nur in der goldgelben, von Südosten her eingewanderten Form *Serinus canarius serinus* (L.) vor und der Gimpel, der im Garten zu Ellguth brütete, (Nr. 6) gehört der Mischform, dem „Deutschen Gimpel“ *Pyrrhula pyrrhula germanica* Brehm an. In unserem Gebiet dürfte auch das westlichste Vorkommen des oberschlesischen Bestandes der gelben Wau's (*Reseda lutea* L.) liegen.

In unserem Gebiet wirken aber auch ökologische Faktoren erheblich auf die Besiedlungszusammensetzung ein. Die verschiedensten Bodenformationen wie die lehmige, Löß- und Sandkultursteppe, der Aulehm der Niederung, Riesbänke, Bewaldung, stehendes und fließendes Wasser und sein verschiedener Chemismus bieten außerordentlich verschiedene Siedlungsmöglichkeit. Als Beispiel sei das Zusammentreffen der Besiedlungsgrenzen aller schlesischen Unioidenarten angeführt. Alle drei Unioarten mit vielen Übergangsformen, sogar *tumidus* und *Anodonta complanata* finden hier die für ihr Vorkommen nötigen Bedingungen. (Nr. 7).

Nur kurz sei auf die Gebietsteile mit ökologischem Einheitsfaktor hingewiesen. Den größten Teil nimmt die Kultursteppe des Lehm- und Lößbodens, das Feld mit seinem starken Hackfruchtbau ein. Seine tierischen Leitformen sind der Hase, das Rebhuhn und die Feldlerche. Der stark durch die Kultur geschädigte Aluwald wird gekennzeichnet durch die Vorherrschaft beider Eichen. Während in der Niederung öfter die Erlen, Pappeln und Weidenarten überwiegen. Auf den Höhen des Moränenzuges herrscht die Kiefer, die aber fast restlos ausgerottet ist. Dichtes und starkwüchsiges Strauchwerk, gebildet von Erle, Ulme, Linde, Haselnuß, Cornus, Weidenarten, *Prunus padus* und dergl. charakterisieren die Aluwälder, von denen einige recht verschiedene Typen vorhanden sind. Während die Niederungsbüsche im Frühjahr durch die massenhaften Blüten des Schneeglöckchens weiß leuchten, erscheinen die höher gelegenen Büsche bunt von den Blüten der Primel und des Lungenkrautes. Im Oberwald wuchert der Bärlauch (*Allium ursinum* L.) und das Bingelkraut (*Mercurialis perennis* L.), während die *Anemone* überall zu finden ist. Wahre botanische Gärten sind der Fasanengarten und der Wald von Magwitz. Näher auf diese vielgestalteten Besiedelungen einzugehen verbietet der Raum. Desgleichen ist es unmöglich, auch nur annähernd auf tierische Leit-

formen einzugehen. Es sei nur soviel gesagt, daß im Auwald die Drosseln überwiegen, der Fasan häufig ist und daß neben dem Reh der Fuchs, Dachs und Steinmarder lebt. Die Wiesen sind meist süß, z. T. aber auch, besonders in den Senken, sauer. Während auf den ersteren der Wiesenknopf (*Sanguisorba officinalis* L.) leitet, tun dies auf den saueren Wiesen die gelben Ranunkelarten. Die Grasflora der Wiesen setzt sich hauptsächlich zusammen aus Schwingelarten (*Festuca*), Wiesenrispengräsern (*Poa*), Ranaulgras, Schmielen (*Aira*), besonders Goldhafer (*Trisetum*) und Honiggras (*Holcus*), Fuchschwanz und Lieschgras, englisches Raigras (*Arrhematherum*), Fjoringras (*Agrostis alba* L.), zu denen sich an trockenen Stellen noch Borstengras (*Nardus*) gesellt. An den feuchten Grabenrändern leiten Wiesenköhl (*Cirsium oleraceum* Scop.), Süßgras (*Glyceria*), Glanzgras (*Phalaris*) und endlich Schilf (*Phragmites*) zur reichhaltigen Wasserflora, zu der auch die gelbe Seerose gehört, über.

Auf den Wiesen sind es neben Maulwurf, Kiebitz und Lerche hauptsächlich die Insekten, welche die Formation beleben.

Die durch den Steinbruch zu Magwig entstandene Felswand hat manche Form angezogen, die sonst dem Gebiet fehlen würde. So z. B. den Wanderfalken als Brutvogel. Seine Umrandung leitet über zu den eigenartigen kiesig-sandigen Hügelsüdlehnen des Moränenzuges.

Dort, wo sie noch unberührt sind, finden wir eine ungemein interessante Lebensgemeinschaft vor. Als Beispiel sei der 275 m hohe Wachaberg, eine frühere Wachtpostenstelle zwischen Gräditz und Ellguth beschrieben. Der Berg ist eine Endmoräne mit nach Süden liegender Lehne. Die Kiesdecke schützte den Hügel vor Abwaschung. An der Südlehne ist eine Kies- und Sandgrube aufgeschlossen.

Der Berg zeigt noch deutlich die Besiedlungsreste einer ehemaligen Kiefernwaldung. Die Höhe ist dicht bedeckt mit rosa blühendem Heidekraut (*Calluna vulgaris* Sal.). An einer Stelle hat sich noch eine Gesellschaft von der Blaubeere (*Vaccinium myrtillus* L.) erhalten. Dichte Bestände von Färberginster (*Genista tinctoria* L.) zieren den Südhang. Zwischen dem Heidekraut wuchert der Schwingel (*Festuca ovina* L.), an den Sandgrubenwänden das Silbergras (*Weingärtneria* Bh.), während sich um eine kleine Limocrene Wiesengräser, in der Hauptsache Fjoringras (*Agrostis alba* L.) und am Rande derselben die Seggen *Carex leporina* L., *panicea* L. und *hirta* L. angesiedelt haben. Hier wächst in riesigen Exemplaren die breitblättrige Ruchensblume (*Orchis latifolia* L.) mit großen purpurroten Blüten, während aus dem Heidekrautteppich zahlreiche Waldhyazinthen (*Platanthera bifolia* L.) ihren Duft verbreiten. Zitronengelbe Strohblumen wetteifern im Herbst mit den Heidekrautblüten. Große weiße stengellose Kragdisteln (*Cirsium acaule* All.) leuchten aus dem Gras hervor. Dazwischen der nickende Taubenknopf (*Silene nutans* L.), mannshohe Stengel des pontischen Krümlings (*Chondrilla juncea* L.) und blaue Salbeistanden. Hier und da hat sich eine kurzstämmige Eiche angesiedelt, dazwischen mehrere reichtragende Wildäpfel. Schleedornbüsche umspannen die Koppentränder und dichte Brombeerhecken (*Rubus nemorosus*

Hayne), wilde Rosen (*Rosa canina* f. *lutetiana* (Lemann), *R. agrestis* Savi, *R. dumetorum* Thui.) wuchern am Heiderande. Isländisches Moos (*Cetraria islandica* L.) und die Rentierflechte (*Cladonia rangiferina* L.) überziehen neben anderen Flechten den Boden. Der Wachaberg ist eine der wenigen Stellen des Gebietes, der den Wiesenpieper beherbergt. (Der Brachpieper brütet am Magwiger Steinbruch!). Zu ihm gesellt sich die Goldammer, Lerche und Kaninchen.

Außerordentlich stark entwickelt ist das Insektenleben. Hier ist der einzige mir bekannte Platz des Gebietes, auf welchem der schöne grün leuchtende Blänling *Callophris rubi* L. fliegt. Unter großen Mengen des Roten Blutropsens (*Zygaena purpuralis* Brunn.) findet man die seltene Abart *peucedami* der Stammform *Zygaena ephialtes* L. Wie mit Rubinen geschmückt sehen die Stauden aus, auf denen Mengen der roten Zirpe *Triecphora vulnerata* Illig. sitzen und im Gras selbst lebt versteckt der Europäische Laternenträger (*Dictyophora europaea* L.)

Sehr zahlreich sind die Arten und deren Individuen der Blattkäfer (Chrysomeliden) und der Wanzen. Besonders charakterisiert aber wird der Hügel durch das Vorkommen zahlreicher Heuschrecken. Hier schwirren im Sonnenschein die Gelbheuschrecke *Stenobothrus lineatus* Panz. und *St. stigmaticus* Ram. ferner *Omocestus haemorrhoidalis* Charp., die Keulenschrecke *Gomphocerus rufus* L., die schöne blaue Dickfußschrecke *Oedipoda coerulescens* L., die kräftige, auffallend rotleuchtende Schnarrschrecke *Psophus stridulus* L. und die hier sehr seltene *Stauroderus apricarius* L. Zweimal fing ich hier das stattliche singende Heupferd *Locusta cantans* Fues. In den leichten Boden gräbt die Grille ihre Gänge. Von Schwaben stellte ich einmal neben *Ectobia lapponica* L. *Aphlebia maculata*, wohl in der Form *schaefferi* Gmel. fest.

Alle diese Arten kommen mit nur wenigen Ausnahmen im Gebiet auf den Höhen vor. Hierzu gesellen sich aber noch viele Arten, welche auch die Niederung und deren feuchte Wiesen bewohnen. Unter ihnen ist besonders bemerkenswert *Omocestus viridulus* L., ein Tier der Gebirgswiesen, welches an Häufigkeit alle anderen Geradflügler auf den Ellguther Niederungswiesen übertrifft. (Nr. 10). Es seien ferner noch genannt *Stauroderus biguttulus* L. und der Warzenbeißer *Decticus verrucivorus* L. (*Saltatoria* det. Zeuner).

Vergleicht man diese Lebensgemeinschaft mit jener, die Zacher für den Wiesenbaudenplan des Riesengebirges zusammengestellt hat, (Nr. 13) folgende Arten enthaltend „*Omocestus viridulus*, *Stenobothrus lineatus*, *Stauroderus biguttulus*, *Decticus verrucivorus*, *Tettigonia cantans* und *Platycleis roeselii* Hag., einer häufigen Form der Reifswiesen“, so müssen wir mit Staunen feststellen, daß die Hochgebirgsbiozönose dieselbe Zusammensetzung aufweist wie die unserer.

Es dürfte nun kein Zufall sein, daß drei mit den Schrecken der Wachabergsandgrube zusammenlebende Spinnen, nämlich die Zwergweberspinne (*Linyphia pusilla* Sund.), die zweifleckige Wildspinne (*Theridium bimaculatum* L.) und der Stachelfuß (*Zora Spinimana* Sund.) (det. Schenkel) dieser Biozönose angehören, denn auch sie steigen

(nach Dahl) bis in die hohen Vorberge, die erstere sogar bis in die obere Waldregion des Riesengebirges hinauf.

Zusammenfassend können wir also sagen, daß wir hier inmitten unseres Gebietes, welches, wie wir sahen, in jeder Beziehung ein Übergangsgebiet ist, eine montan beeinflusste Kiefernheide mit pontischem Einschlag nachweisen konnten, die als ein von der Kultur unberührt gebliebener Rest einer früheren Kieferformation anzusprechen ist. Es wird nun abzuwarten sein, welchen Einfluß das im Ottmachauer Becken angestaute Gebirgswasser auf die interessanten Biozöosen des Gebietes ausüben wird.

Literatur

1. J. Behr, Die Entwicklung des Tertiärs und Diluviums im Grenzgebiet von Nieder- und Oberschlesien. Sitzungsbericht der Preussischen Geologischen Landesanstalt, Heft 4, 1929.
2. Drescher, Das Gebiet Ellguth, Rr. Grottkau OS, I. Teil. Flora und Fauna des Wassers.
39. Bericht der wissenschaftl. Ges. Philomathie in Neisse. 1928.
3. Drescher, Wie Nr. 2. Die urgeschichtliche Besiedlung. 1932.
4. Drescher, Die Tierwelt des Münsterberger Gebietes. Münsterberger Land, ein Heimatbuch. Verlag Münsterberger Zeitung 1930.
5. F. Fred u. F. Rammers, Schlesische Landeskunde. Veit & Co., Leipzig. 1913.
6. Kollibay, Bericht über die am 10./11. 6. 1911 in Ottmachau und Ellguth abgehaltene Sommerversammlung. 4. Bericht des Vereins Schles. Ornithologen. 1912.
7. Menken Rudolf, Die Unioniden Schlesiens. Abhandlung der Naturforschenden Ges. zu Görlitz. XXX. 1925.
8. Nowotny H. / Beuthen OS. u. G. Polenz / Breslau, Beiträge zur Schles. Käferfauna. Entomolog. Anzeiger XIII Nr. 1.
9. Paß F., Dr., ord. Prof. der Botanik, Schlesiens Pflanzenwelt. Gustav Fischer, Jena 1915.
10. Paß F., Dr., a. o. Prof. der Zoologie, Die Tierwelt Schlesiens. Gustav Fischer, Jena 1921.
11. Paß F., Dr., Prof., Wirbeltierfauna von Schlesien. Gebr. Bornträger, Berlin 1925.
12. Lesens A., Der letzte Standort der Margaritana im Obergebiet. Abhandl. der Naturforschenden Ges. Görlitz. 3. Band 31.
13. Zacher Fr., Dr., Die Geradflügler Deutschlands. Gustav Fischer, Jena 1917.

Aus der Vorgeschichte des Ottmachauer Gebietes

Von Dipl.-Ing. R. Chwalla

Die Vorgeschichte und überhaupt die Geschichte eines bestimmten Gebietes ist innig verbunden und verflochten mit den Geschichten der benachbarten Gebiete und Länder im weiteren Sinne. So kommt es, daß die Bodensfunde aus der Vorgeschichte des Ottmachauer Gebietes zu großen länderumspannenden Kulturkreisen gehören und gleichsam Mosaiksteine aus einem großen Gemälde darstellen. Keineswegs sind etwa alle Kulturzeugen längst vergangener Zeiten geborgen, nur ein verschwindend kleiner Teil. Die meisten Stücke liegen im Boden und harren geduldig auf den Finder. Doch hat uns die fruchtbare Erde bei Ottmachau, die noch so viele Geheimnisse in ihrem Schoße birgt, schon viele, wertvolle Funde beschert.



Junge Singdrosseln im Nest, Ellguth
Nest mit Gelege von der Goldammer, Ellguth



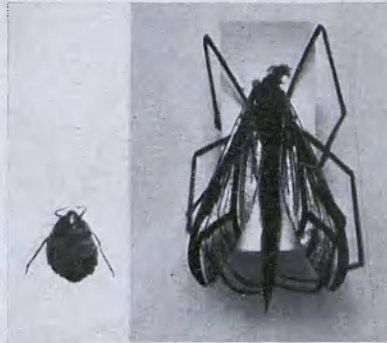
1



4



2



5



3



6/7

8

- 1 Die Kotalge *Hildenbrandia rivularis* (Liebm.) Breb Var. *Drescheri* v. Lingelsheim. Aus dem Ellguther Mühlgraben
- 2 Abdrücke von Roggen- und Weizenkörnern. Wandalensiedlung 4. Jathhd. n. Chr. Ellguth, Tafelberg
- 3 *Salix varians* Göpp. und *Carpinus grandis* Unger aus dem Pliozän des Allerberges bei Ellguth
- 4 *Anodonta cygnea* L. Aus der Neiffeschlinge bei Ellguth. Länge 202 mm
- 5 *Unio pictorum* L. Aus der Neiffeschlinge bei Ellguth. Länge 120 mm
- 6 Die Wassermücke *Aphelocheirus aestivalis* F. Aus dem Ellguther Mühlgraben
- 7 Die Mücke *Pedicia rivosus*. Raudenbusch bei Ellguth. Nat. Gr.
- 8 Der Krebs *Alona intermedia* G. O. Sars. Aus dem Ellguther Neiffesfeld. Stark vergrößert. Nach einer Zeichnung von Dr. D. Herr

Die ältesten Zeugen menschlicher Kultur im Dttmachauer Gebiet stammen aus der Altsteinzeit und haben viele Zehntausende von Jahren überdauert. Die Feuersteinfundplätze sind bei Dttmachau besonders zahlreich, und der Rünzelberg, Höhe 252,6, ist einer der reichsten Fundstätten dieser Art im Osten Deutschlands. Zur Zeit der Herstellung der Steinwerkzeuge war Norddeutschland unter dem Eise der letzten Eiszeit begraben. Nach geologischen Feststellungen wurden die Fundplätze am Ende des Eiszeitalters mit Löß bedeckt, der im Laufe der Zeit an den Höhen wieder abgetragen wurde. Die Feuersteinwerkzeuge sind wieder an die Oberfläche gekommen und liegen nunmehr in der Ackerkrume. Sie sind größtenteils mit einer dicken weißen Kruste überzogen. Die einzelnen Fundplätze der Feuersteinartefakte sind durchaus nicht gleichartig, wie aus der Art der Bearbeitung und den Formen geschlossen werden kann. Die frühesten Stücke stammen anscheinend von dem Fundplatz Woig 8, zwischen Dttmachau und Woig. Einige von diesen Feuersteinwerkzeugen besitzen absichtlich zugearbeitete charakteristische Spitzen und weisen hierdurch sowie auch durch die sonstige rohe Bearbeitungsweise leichte Anklänge an das Mousterien (nach dem französischen Fundort „Le Moustier“ in der Dordogne benannt) auf. Eine sichere Datierung läßt die geologische Lagerung der Funde und der Mangel an Material leider nicht zu. Bisher liegen in Schlesien bearbeitete Feuersteine aus diesem Abschnitt der Altsteinzeit nicht vor, so daß es sich hier möglicherweise um die ältesten Zeugen für die Besiedlung unserer engeren Heimat handelt.

In das Aurignacien gehören die Funde vom Rünzelberg bei Dttmachau, Fundplatz 3! Die Steilretusche, die Klingen und auch das übrige Werkzeuginventar, wie Hochfrager, Schaber, Bohrer usw. ergeben hier eine sichere Bestimmung. Das Klima während des Aurignacien war infolge der Vereisung Nordeuropas sehr rau, wohl ähnlich dem Steppen- und Lundrenklima im heutigen Nordsibirien. Aus anderen z. T. auswärtigen aber gleichartigen Funden ist auch die Tierwelt dieser Zeit bekannt. Erwähnt seien nur Mammut, wollhaariges Nashorn, Rentier, Höhlenbär und Höhlenhyäne, um uns nach den in unserer Gegend fremd anmutenden Tieren, denen der eiszeitliche Mensch hier mit den primitiven Waffen gegenüberstand, ein Bild von dem Leben der damaligen Zeit zu machen. Bemerkenswert ist noch das Bruchstück eines Mammutstoßzahnes, das bei Dttmachau mit den Feuersteinwerkzeugen zusammen auf dem Acker aufgefunden wurde und wie die meisten anderen hier geschilderten Bodenfunde im Landesmuseum zu Ratibor verwahrt wird.

Mit dem Zurückweichen des Eises der letzten Eiszeit änderte sich unter der Einwirkung der Klimaschwankungen auch die Tier- und Pflanzenwelt. Auf die Altsteinzeit folgte die mittlere Steinzeit. Auch aus diesem Abschnitt sind die Spuren des Menschen in dem Dttmachauer Gebiete an mehreren Fundplätzen nachgewiesen, z. B. Woig 1, an der Sandgrube zwischen Dttmachau-Woig, Ellguth, Stübendorf. Charakteristisch für diese Zeit sind besonders die Mikrolithen, als Kleingeräte zugearbeitete Feuersteinspäne und Abfälle mit sorgfältiger, feiner Randbearbeitung. Für den Ge-

brauch wurden wohl die Stücke geschäftet. Unter dem Kulturgut befinden sich u. a. querschneidige Pfeilspitzen, kleine dreieckige Spitzen, Nadeln, Harpuneneinlagen, Rundschaber. In den letzten Teil der mittleren Steinzeit fällt übrigens die Erfindung der Töpferkunst und das Schleifen von Steinwerkzeugen. Der Mensch begann Tiere, wie z. B. den Hund, zu zähmen und zu züchten. Ein neuer wichtiger Zeitabschnitt der Kulturgeschichte wird hierdurch eingeleitet, die Jungsteinzeit.

In Schlesien unterscheidet man hauptsächlich 3 große jungsteinzeitliche Kulturkreise. Von diesen kommt der Nordostische für das Dttmachauer Gebiet bisher nicht nachgewiesen werden, im Gegensatz zu der Südkultur (Donauländisch) und der Nordkultur mit ihren zahlreichen Untergruppen. Wichtig ist hierbei die Erkenntnis, daß unser Gebiet bereits in der Steinzeit von nordischen Menschen besiedelt war.

In der unmittelbaren Nähe von Dttmachau wurden 2 Steinärzte gefunden, davon eine am Baggerteich, die andere in der Riesgrube an der Hasanerie, wo sich mehrere steinzeitliche Siedlungsgraben mit vielen Scherben befinden. Aus der näheren Umgebung ist Ellguth besonders reich an Funden dieser Zeit. Es wurden dort mehrere Steinbeile, Steinärzte, 1 Bodenhacke, Feuersteingeräte und Scherben von verschiedenen Fundplätzen geborgen. In Magwitz wurde geradezu ein ganzes Depot von wertvollen jungsteinzeitlichen Steingeräten aufgefunden und in Bittendorf sogar Skelettreste mit einem Beigefäß. Auch Woitz besitzt ebenfalls mehrere Fundstellen aus diesem Zeitabschnitt. Der Formenreichtum der Stein- und Tongeräte, insbesondere der Nordischen Kultur, ist sehr mannigfaltig. Die Menschen lebten damals bereits in festen geschlossenen Siedlungen und betrieben Ackerbau und Viehzucht.

Um etwa 2000 v. Chr. wurde die Steinzeit in Schlesien von der Bronzezeit abgelöst, die von der weitgehenden Verwendung der Bronze zu verschiedenen Gerätschaften, Werkzeugen, Waffen und Schmuck ihren Namen erhielt.

Aus Dttmachau liegen aus dieser Zeit nur wenige Funde vor, einige Scherben und eine allerdings prachtvoll verzierte Armberge aus Bronze, welche am Baggerteich aufgefunden wurde. Aus den Ortschaften in der Nähe von Dttmachau sind eine ganze Reihe von Funden bekannt geworden, insbesondere die großen Depotfunde von Satteldorf und Magwitz mit vielen z. T. verzierten Bronzegegeräten. Schlesien wurde damals von den Illyrern bewohnt, einem kulturell hochstehenden indogermanischen Volksstamm. Etwa um 800 v. Chr. setzt sich das Eisen als Werkstoff immer mehr durch, um schließlich die bisherige Rolle der Bronze zu übernehmen. Gleichzeitig setzt ein starker Verfall der illyrischen Kultur ein, der auf kriegerische Verwicklungen zurückzuführen ist. Von Norden her wurden die Illyrer durch die Frühgermanen bedrängt, später von Osten durch die Skythen und aus Süden und Westen von den Kelten. Diesem Ansturm waren die Illyrer nicht gewachsen und ihre Kultur verschwindet etwa um 500 v. Chr. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang ein wertvoller Fund aus Mahlendorf, also der näheren Umgebung von Dttmachau. Dort wurden in einer Wohngrube eine keltische Tierkopffibel etwa aus den Jahren um 500-400

v. Chr. vorgefunden, ferner keltische und frühgermanische Scherben sowie solche der illyrischen „Lausitzer Kultur“. Dies ist ein deutliches Merkmal für die gegenseitige Beeinflussung der verschiedenen Völkergruppen, die hier aufeinanderprallten. Nach den Illyrern beherrschten die Kelten unser Gebiet. Von hier aus zogen keltische Scharen gegen Rom und nach Kleinasien vor. Die frühgermanischen Bastarnen dagegen wanderten aus Schlessien nach dem Schwarzen Meere ab. Weitere germanische Stämme rückten von Norden vor. Die Kelten mußten schwere Kämpfe mit den Cimbern und Teutonen ausfechten, die – nach neueren Forschungen – durch Schlessien nach dem sonnigen Italien zogen. Etwa um Christi Geburt war fast der gesamte schlessische Raum im Besitz der Wandalen und die Kelten wurden hier allmählich ganz verdrängt. In Ottmachau wurden bisher nur einige Scherben aus der Wandalenzeit am Pfarrberg und Rünzelberg gefunden. Reiche Funde liegen aber insbesondere aus Ellguth vor und beweisen immer wieder den hohen Kulturstand der Germanen. Etwa um 400 n. Chr. verließen die Wandalen unser Land und zogen über Frankreich, Spanien nach Afrika, wo sie ein großes Reich gründeten und schließlich nach hartem Kampfe gegen die Oströmer unterlagen. Reste der Wandalen blieben unzweifelhaft in Schlessien zurück. Durch einige Funde aus dem 5. Jahrhundert haben die Forschungen hier neuen Auftrieb bekommen. Aus der folgenden Zeit wissen wir zwar, daß andere germanische Stämme durch Schlessien gezogen sind oder gar siedelten, darüber aber schweigen bisher die Bodenfunde. Erst aus dem 9. Jahrhundert nach Chr. lassen sich schwache slawische Siedlungsgruppen nachweisen. Wir wissen nicht, ob die Durchdringung des alten germanischen Kulturraumes durch die Slawen auf friedliche oder kriegerische Weise erfolgte. Das Kulturgut der Slawen ist ärmlich und unterscheidet sich hierdurch wesentlich von dem germanischen. Um das Jahr 1000 dürfte die Gründung der Burg in Ottmachau erfolgt sein. Der Burgenbau zeigt in Schlessien sehr starken nordischen Einschlag und sogar Wikingerfunde liegen z. B. aus Oppeln vor. In diese Zeit fallen die Kämpfe von Böhmen und Polen um Schlessien, diese sind bereits geschichtlich. Der große kulturelle Aufschwung Schlessiens erfolgte aber erst mit der deutschen Rückwanderung im 13. Jahrhundert. Hier überkreuzen sich bereits die Forschungen der Vorgeschichte mit den zahlreichen geschichtlichen Überlieferungen. Es beginnt die deutsche Geschichte Schlessiens.

Schrifttum.

- Chwalla K., Die Besiedlung des Ottmachauer Gebietes während der letzten Eiszeit. Aus Oberschlessiens Urzeit. Heft 13 und 35. Jahresbericht des K. u. A.-Vereins Neisse.
 Drescher E., Das Gebiet Ellguth II. Teil.
 Raschke G., Grottkauer Heimatkalender 1931. Die älteste Besiedlung des Kreises Grottkau. Derselbe, Aus Oberschlessiens Urzeit, Heft 8. Ergebnisse der oberschlessischen Urgeschichtsforschung.
 v. Richthofen B., Aus Oberschlessiens Urzeit, Heft 7. Altsteinzeitliche Funde aus der Provinz Oberschlessien.
 Weißer G., 34. Jahresbericht d. K. u. A.-Vereins Neisse. Neue Feuersteinschlagstätten um Neisse.
 Wiegers F., Aus Oberschlessiens Urzeit, Heft 9. Die Altsteinzeit in Oberschlessien.

Das 13. Jahrhundert

Von Franz Goll

Das 13. Jahrhundert ist bei weitem das wichtigste in der Geschichte unserer Stadt; denn in ihm wurde durch die weitschauende Tatkraft der Bischöfe Lorenz, Thomas I. und Thomas II. nicht nur die Grundlage für die Entwicklung der folgenden Jahrhunderte gelegt, sondern vor allem wurde die Wiederbesiedlung des meist wüsten Landes mit deutschen Kolonisten begonnen und in jahrzehntelanger, zielbewußter Arbeit zu einem glücklichen Ende gebracht. Weltliche und geistliche Herren des damals polnischen Schlesiens wetteiferten in dem Streben, ihr dünn besiedeltes Land mit herbeigerufenen Deutschen zu besetzen, den Boden ertragreich zu gestalten und damit ihre Macht und ihren Reichtum zu vergrößern.

Die früheste Geschichte von Stadt und Land Ottmachau ist auf das engste verknüpft mit der Geschichte des Bistums Breslau; denn die Kastellanei Ottmachau ist der Breslauer Kirche wahrscheinlich schon bei Begründung des Bistums, sicher aber vor 1155 als ihr größter geschlossener Landbesitz eigentümlich verliehen worden. Mit der Schenkungsurkunde des Papstes Hadrian IV. vom 23. April 1155 kommt das erste Licht in die bis dahin recht dunkle Frühgeschichte des Bistums und damit auch unserer engeren Heimat Ottmachau. Dreizehn namentlich aufgeführte Kastellaneien werden hierin als Besitz der Kirche bestätigt, und unter diesen wieder ist das castellum Ottmuchow von besonderer Bedeutung als *castellania specialis episcopatus Vratislaviensis a fundacione cristianitatis collata b. Johanni* oder als *patrimonium speciale beati Johannis*. Von dieser Zeit an ist das Ottmachauer Land, zu dem später noch Neisse und Grottkau hinzukamen, bis zur Säkularisation 1810 ununterbrochen in der Hand der Breslauer Bischöfe gewesen, deren Wirken als Landesherren deutliche Spuren bis in unsere Tage hinterlassen hat.

Wir wissen nicht, wann die Kastellanei Ottmachau als solche gegründet worden ist; wahrscheinlich ist sie allerältesten Datums und ist nicht erst nach der Teilung des böhmisch-polnisch-mährischen Reiches (um die Mitte des 12. Jahrh.) als Grenzfestung errichtet worden. Denn die Einteilung des Landes in Kastellaneien war nicht nur eine militärische Angelegenheit, sondern auch eine politische, wirtschaftliche, kurz landeshoheitliche und verwaltungstechnische Einteilung. An der Spitze eines solchen Verwaltungsbezirkes stand der Kastellan, der Burggraf, als herzoglicher Beamter, dessen Würde jedoch nicht, wie in Deutschland, allmählich erblich und daher Familienbesitz des Adels wurde, sondern vom Herzog immer wieder neu verliehen werden konnte.

„Auf den Burgen setzte der Fürst seine Leute ein. Ein solcher Bergverwalter besaß vor allem militärische Gewalt, denn die Burg war eine Festung. Ihm lag daher ihre Verteidigung ob, er befehligte die Besetzung. Außerdem aber war er ein Wirtschaftsbeamter: er erhob die Abgaben von den Dörfern, verwahrte die Vorräte in den Speichern und Kellern usw. Er hatte auch die Gerichtsbarkeit über die freie und unfreie

Bevölkerung, die auf den zur Burg gehörigen Gütern ansässig war. . . Wen der Fürst zum Burgberwalter ernannte, das hing von seinem Willen ab." (Pfigner).

Ganz anders als hier angegeben faßte der Bischof seine Stellung in der vom Herzog verliehenen Kastellanei Ottmachau auf; der Besitz der Kirche war für die Dauer sozusagen erblich und daher von weltlichen Herren nicht mehr anzutasten. Der jeweilige Bischof fühlte sich nicht mehr als herzoglicher Beamter, als Kastellan, sondern als freier Grundherr mit allen Rechten und Pflichten dem Herzog und den eigenen Untertanen gegenüber. Wie jeder andere Grundherr im Lande sollte der Bischof wohl anfangs Abgaben und Dienste dem Landesherrn gegenüber übernehmen, sowie dessen hohe Gerichtsbarkeit anerkennen. Aber wegen der Größe des geschlossenen Eigenbesitzes war er bald eine Art Fremdkörper im Staate, und es gelang ihm, sich im Verlaufe des 13. Jahrhunderts Schritt für Schritt die volle Immunität und damit die Befreiung von allen Lasten zu erkämpfen; denn ohne Kampf ging die Befestigung der eigen- und einzigartigen Stellung des Bischofs keineswegs ab.

Diese Kämpfe nun fallen größtenteils zusammen mit „jener Großtat im Mittelalter“, mit der Kolonisierung und Neugermanisierung des Ostens, vor allen Dingen des Schlesierlandes, das nach dem Abzug der Wandalen, Silingen u. a. eine dünne slawische Bevölkerung in Besitz genommen hatte. Heute sehen wir die gewaltige Arbeit der Rückwanderung des Deutschtums immer als geschlossenes, vollendetes Werk an und verlieren die Kleinwerke der Einzelergebnisse leicht aus den Augen. Noch klingt kein Lied von den stillen Kämpfen der deutschen Einwanderer ins Schlesierland, von ihrem zähen Durchhalten und von dem endgültigen Sieg der überlegenen deutschen Kultur über die aus dem Osten eingedrungenen Slaven. Und doch wäre es ebenso verdient wie die oft verherrlichten Waffentaten der Deutschritter in Preußen.

Wir können ohne weiteres feststellen, daß die Geschichte der Besiedlung des Breslauer Bistumslandes, d. h. des Landes um Ottmachau, nicht nur ein wichtiger Teil der Neugermanisierung Schlesiens, sondern ein typisches Beispiel seines Vorganges überhaupt ist. Als Besonderes kommt hier der Kampf der Bischöfe gegen die Herzöge um ihre Stellung hinzu. Wenigstens den Gang der äußeren Ereignisse wollen wir daher hier festhalten.

Von der Höhe des Turmes der Ottmachauer Burg überschaut man ringsum das weite Land und kann sich ein ungefähres Bild machen von der Landschaft vor 700 Jahren. Breiter als heute in vielen Windungen und Armen durchfließt die Neiße den lichten Auenwald und die Wiesen, von Zeit zu Zeit das weite Tal gewaltig überschwemmend und Mengen von Ries und schweren Baumstämmen mit sich reisend. Die Baggerarbeiten des Staubeckenbaues förderten Eichenstämmе von Meterdicke aus dem Geröll des Flussbettes zutage. Im Norden hemmen die Hügelketten die Fluten; nach Süden zu zieht der Grenzwald seinen breiten Gürtel durch das weitausladende Tal; dahinter leuchten wie heute die blauen Berge. Zeidler, Fischer und Pelzjäger finden hier eine kärgliche Nahrung, nur die Hügelränder im Norden sind spärlich bebaut.

Unsere hölzerne Burg beherrscht auf dem runden Hügel das gesamte Land; an seinem südöstlichen Fuß liegen die wenigen Holzhäuser des „suburbium“. Nordwestlich auf dem gleichen Hügel bildet eine schlichte Holzkirche mit viereckigem Turm den ersten kirchlichen Mittelpunkt des Gaues. Im Westen und Osten engt der Wald die Flur ein, dem Holzhafenpflug der Slaven unüberwindliches Hindernis bietend. Es ist kein geschlossener, dichter Holzwald, sondern, wie manche Ortsnamen noch angeben, lichter Busch- und Strauchwerk mit einzelnen Birken- und Buchenbaumgruppen. Westlich aber ist der Wald häufig unterbrochen von großen Sümpfen und Teichen, denen die Neisse immer wieder überreiche Wassermengen zuführt und in denen der Biber seine Wohnung baut.

In dieses Gebiet brachte die Kolonisationsarbeit der Bischöfe neues Leben. Schon hatte der Pfaffenherzog Heinrich I., der Bärtige, (1202–1238) begonnen, deutsche Mönche und Bauern in sein Land zu holen, damit sie es kultivierten und die Einkünfte mehrten; schon folgte der Bischof Lorenz (1207–1232) diesem Beispiele in seinem Kirchenland, da drohte ein Streit zwischen Kirchen- und Landesfürsten den Erfolg des Werkes zunichte zu machen oder wenigstens zu hemmen; denn der Bischof bestand auf der Abgabe des sogenannten Neubruchzehnten an die Kirche durch die deutschen Siedler, während der Herzog für eine Minderung der Lasten eintrat. 1217 kam eine grundlegende Einigung dahin zustande, indem beide Teile nachgaben, daß den Deutschen ein festbleibender Körnerzehnt, den Polen aber der alte, volle Garbenzehnt zugemessen wurde. „So wird die schließliche Beilegung des Streites zu einem Angelpunkt der deutschen Kolonisation im Osten überhaupt. Denn nicht nur an der Oder, auch am Weichselstrand und an Pommerns Küste war den Siedlern ein Haupthindernis aus dem Wege geräumt. . . Bischof Lorenz und sein Domkapitel aber hatten für den alten Osten gekämpft und durch rechtzeitiges Nachgeben den neuen Osten gerettet.“ (Pfizner).

Diese grundsätzliche Regelung, die einige Jahre später dahin ergänzt wurde, daß die deutschen Neusiedler den Naturalzehnten in einen Geldzehnten umwandeln konnten, war nunmehr auch die Unterlage für die Neubesiedlung des Ottmachauer Kirchenlandes. Seit etwa 1215 wurde die Erschließung des Landes durch den Bischof tatkräftig vorwärtsgetrieben. Ausgangspunkt aber war die neugegründete Stadt Neisse (gegr. vor 1221), die als Gegenpol der ersten Besiedlungslinie entlang dem Bielethal zuerst Zuckmantel erhielt. Hier fielen zuerst die Bäume unter den Ästen der deutschen Bauern und wurden die ersten Dörfer nach Hufeneinteilung zu deutschem Recht ausgesetzt. Bald überflügelten die Städte mit ihrem deutschen Marktrecht, ihrer Vogteiverwaltung, ihrer eigenen Gerichtsbarkeit und ihren freien Bürgern die Bedeutung der slawischen Kastellanei und waren bald ein gesunder Mittelpunkt für Handel, Handwerk und Gewerbe.

Mit Reid mögen die hörigen, schwer zinsenden Bauern der „villulae“, der slawischen Dörfchen, auf die neun bis sechzehn zinsfreien Jahre, auf die besseren Werkzeuge und

größeren Erträge, auf die ein für alle Mal festgelegten geringeren Abgaben der freien Neusiedler hingeblickt haben; aber es gab in jenen Zeiten noch keinen gehässigen „nationalen Gegensatz“, sondern der gesunde Trieb veranlaßte sie, nunmehr auch für sich das deutsche Recht zu fordern.

Bischof Thomas I. (1232–1268) setzte mit frischer Tatkraft das Werk, das sein Vorgänger begonnen hatte, fort, indem er die Besiedlung des Landes nördlich der Neisse, sowie des zwischen dem Fluß und dem Gebirge liegenden Waldgebietes in Angriff nahm. In einzelnen Abschnitten wurde das Land erschlossen; zugleich als Stadt und als Schutz des Verkehrsweges nach dem Frankenstein–Münsterberg–Glaser Lande wurde 1254 Patschkau gegründet. Überall fiel der Grenzwald, entstanden die neuen Dörfer, wurde die Besiedlung immer weiter an das Gebirge vorgetragen.

Noch einmal tauchte in dieser Zeit die Frage auf, ob deutsche oder polnische Siedler den Vorzug verdienten; der Bischof gab 1248 den Lokatoren Brocivoj und Pribist, polnischen Großen, die strikte Weisung: „Volumus eciam, quod in eadem silva non locentur Teutonici, sed Poloni jure Teutonico vel alii“. Es ist zu vermuten, daß die Forderungen der Slaven, der Altbauern, nach gleichen Rechten den Bischof veranlaßten, gefügigere Siedler aus Polen zu holen; wahrscheinlich spielt auch die Tatsache, daß die Deutschen nicht nur ihre höhere westliche Kultur mitbrachten, sondern auch die bei ihnen üblichen Kirchengebräuche, an denen sie festhielten, z. B. den Gebrauch der kürzeren Fastenzeit, und daß sie damit und mit dem Beispiel für die anderen manchem geistlichen Herrn ein Dorn im Auge waren. Auch hier spielen die nationalen Fragen keine Rolle, eher Zweckmäßigkeitsgründe oder kirchliche Eiferung.

Doch ist die Besiedlung mit Slaven von keiner besonderen Ausdehnung gewesen, weil ja gerade wegen des im Osten herrschenden Menschenmangels die Deutschen herbeigerufen worden waren, slavische Siedler daher gar nicht in ausreichender Menge zu finden gewesen waren. Zudem waren die Deutschen die besseren Siedler. Deutsch blieb also der Gesamtcharakter der Siedlung; überlegene Kultur und überlegenes Recht hatten bald alle kleinlichen Widerstände besiegt. Die intensivere Bewirtschaftung des Bodens mit den überlegenen Geräten und dem besseren Können, die Dreifelderwirtschaft, die Hufenverfassung u. a. m. veranlaßten den Landesherrn, allmählich auch die alten slavischen Dörflein zu deutschem Rechte umzusetzen und mit deutschen Siedlern aufzufüllen; gewöhnlich wurden vier kleine slavische Dörfer zu einer deutschen Dorfgemeinde umgesetzt und eine Neuverteilung des Bodens nach Hufen vorgenommen. Die neue Siedlungsform hatte sich bewährt und wurde nunmehr auch auf das schon Vorhandene übertragen; damit hatte das Wesen der deutschen Kolonisation den endgültigen Sieg behalten, das Land war wieder deutsch geworden.

Allein die Rastellanei Dittmachau blieb als solche noch viele Jahrzehnte unter polnischem Recht; damit war aber auch ihr Schicksal entschieden; eine Entwicklungsmöglichkeit gab es nicht mehr für sie. Denn die deutschen Städte, besonders das nahegelegene Neisse, zeigten bald ihre große Überlegenheit in wirtschaftlicher Hinsicht. Es mag

hinzukommen, daß der Bischof die Verwaltung des Landes nicht an seinem eigentlichen Wohnsitz Ottmachau, wo er der Ruhe, der Erholung und vielleicht der Jagd pflegte, haben wollte, sondern sie in die günstig gelegene Stadt verlegte. Mit Recht kann man wohl sagen, daß der erste Spatenstich zur Absteckung des deutschen Marktes von Neisse der Todesstoß für die Kastellanei Ottmachau gewesen ist. Als solche konnte diese sich aber auch auf die Dauer nicht halten, während alles ringsum, Recht, Verwaltung und Kultur, längst deutsch geworden war. Erst im Jahre 1347, also mehr als 100 Jahre nach der Gründung der östlichen Nachbarstädte, wurde neben der Burg und der Domkirche am östlichen Abhange des Hügels die Stadt Ottmachau zu deutschem Recht neu gegründet und erbaut, und damit verschwand die Kastellanei gleichen Namens. Den Vorsprung der übrigen Städte aber hat Ottmachau nicht mehr aufholen können.

Noch heute schaut die Burg, hoch ragend und die Umgebung beherrschend, weit ins Land hinaus, welchem von hier aus die neue deutsche Gestaltung gegeben worden ist.

Bei dem Tode Thomas I. war die Besiedlung des Ottmachauer, oder wie es von jetzt ab heißt, des Neisse-Ottmachauer Landes so gut wie vollendet. Seinem Nachfolger, Thomas II. (-1292), blieb nur übrig, hier und da das große Werk bis ins Letzte auszubauen und etwa vorhandene Lücken auszufüllen. Um 1280 sind in wenigen Jahrzehnten außer den Städten 72 Dörfer neu gegründet und mit deutschen Bauern besiedelt.

„Das Ergebnis eines Jahrhunderts“ faßt Pfigner in den Worten zusammen: „Die Bilder des einsetzenden und ablaufenden Jahrhunderts gleichen einander wie Tag und Nacht. Dort kleine Dörfer, hier breitangelegte Gemeinden, dort Wald, hier Siedlungen, dort Einöde, hier Ackerland, dort Leutenot und Hörige, hier ein mächtiges Volk freier Siedler, dort Slawisch, hier Deutsch! Die slawische Zeit, sich selbst nicht genug, trachtete selbst nach Neuland. Die deutschen Kolonisten halfen hier ein Kulturwerk ersten Ranges vollenden. Kampf war neben dem Willkommen geneigter Landesherren der Gruß des Oslens: Kampf rief der Wald dem ersten Beißschlage des Siedlers als Echo zurück, Kampf war die Antwort des Slawischen an den Fremdling, ein großer, stiller Kulturkampf das gesamte 13. Jahrhundert. Lichtgestalten wie jene drei Bischöfe umkreisten die unblutige Walfstatt. Slaventum, Wald und Deutschtum waren auch im Bistumslande die Mächte, welche selten einig waren. Und dennoch, mitten aus dem Kampfe erstand blühendes Land, Segen war das Ringen, eine lang-gereifte Frucht der Sieg. Willig fiel sie der Kirche in den Schoß, als sie daranging, den Entscheidungskampf um die weltliche Macht zu wagen. Ein wohlbesiedeltes, rationell bewirtschaftetes Land war das Vermächtnis des siegreichen Deutschtums, erflossen aus der nahezu restlosen Aufsaugung slawischen Wesens. Das Breslauer Bistum erlebte seine glänzendsten Tage seit seinem Bestehen, es zehrt von diesem Glanze noch heute.“

A n m. Die angeführten Stellen sind entnommen aus Josef Pfigner: Besiedlungs-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Breslauer Bistumslandes. Reichenberg 1926.

Ottmachau in Chroniken, Reisebeschreibungen und Briefen der letzten 2 Jahrhunderte

Von Franz Golt

Es ist überaus reizvoll, aus Berichten und Reisebeschreibungen früherer Zeiten ein Bild der Heimat zu gewinnen und festzustellen, wie nicht nur das Bild selbst im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte Veränderungen erfährt, sondern wie der Geschmack der Menschen, ihr Blick zu sehen und aufzunehmen je nach der Persönlichkeit, aber auch je nach Zeitströmung, ob historisch, romantisch, heroisch usw., sich anders gestaltet und die gleichen Bilder verschieden einwertet. Mir scheint es erstaunlich, daß der Genuß an einer schönen Landschaft, aber auch der historische Sinn so deutlich aus den wiedergegebenen Berichten hervorleuchtet in einer Zeit, die 2 Jahrhunderte zurückliegt. Haben wir doch gerade hier in Ottmachau den Beweis für das Gegenteil, nämlich für eine ganz unhistorische Einstellung eines großen Deutschen, Wilhelm v. Humboldt's, gerade in der Tatsache festzuhalten, daß dieser neue Besitzer der Burg (seit 1820) den ganzen westlichen und nördlichen Flügel der Burg abtragen ließ, um aus dem überreichen Steinmaterial Scheunen und Ställe zu erbauen.

Die Berichte, welche wir hier sprechen lassen, bringen gleichzeitig die wichtigsten Tatsachen aus der Geschichte der Kirche, der Burg und der Stadt und ersetzen damit eine eigene Abhandlung.

Werner: *Topographia seu Silesia...*

Anno 1646 streifte der schwedische General Wittenberg zur ungebühr im Lande herum aus Leobschütz, welches er Ihm zu einem raub nest erkohren, dabey nahm Er auch Ottmachau stark mit, ließ die abgeworfene brücke über den Neißfluß repariren, nahm die Stadt ein und ermächtigte sich des Schlosses, darauff Er fünftehalb tausend Schäßfel Früchte ohne andere sachen und pretiosa zum raube bekam, so Er alles nach Leobschütz abführen ließ – Daraus abzunehmen, das Ottmachau kein offener Ort, wie Friedrich Lucae meldet, welches ein Zeichen ist, daß Er diese Stadt niemals gesehen, sondern nur wie der blinde von der Farbe judiciret hat. – Erz-Herzog Carl von Oesterreich, wie er Breslauer Bischof war, hatte dieses Schloß zu seiner bequemen Wohnung wohl anrichten lassen, weil Er an der Gegend ein besonders Wohlgefallen hatte, auch zur Jagt und Fiescherey sehr bequem fandt. –

Felix Frieß, *Handbuch für Oberschlesien:*

Im Jahre 1691 wurde dieselbe (Pfarrkirche) niedergerissen und von dem Fürstbischof Franz Ludwig ... der Grundstein zu der noch jetzt vorhandenen großen und schönen Kirche gelegt. Dieselbe wurde in 4 Jahren ausgebaut und 1701 consecrirt. Sie ist im römischen Style erbaut, ganz massiv, mit Ziegeldach und mit zwei schönen, zweimal durchsichtigen Thürmen, von welchen die oberen Theile mit Kupfer gedeckt sind, versehen. An den Seiten der Kirche befinden sich 6 Hallen mit 6 Altären und 2 Sakri-

steinen. Die Wölbung der Kirche ist mit Frescomalereien versehen. Unter derselben befindet sich eine Gruft. Die Kirche gehört unstreitig zu den schönsten Kirchen Schlesiens.

Schlesische Kern-Chronike... Nürnberg 1710:

Ottmachau ist die dritte Weichbils Stadt, lateinisch Otmuchovia, an der Neisse, hat ein festes Schloß, worauf der Bischoff die widerspänstigen Geistlichen Poenitenz thun läset. Der izige Bischoff von Breslau, Franz Ludwig, Pfalzgraf am Rhein, hat Anno 1691 eine schöne Pfarrkirche daselbst anlegen lassen, welche Anno 1701 ist ausgebauet worden.

Schlesischer Nouvelles-Courier, Breslau 1730.

Neiß, den 9. Septembris. Gestern Abends um 7 Uhr sind Ihre Churfürstlichen Durchlaucht zu Maynz – (Franz Ludwig von der Pfalz-Neuburg, Bischof von Breslau) – unser gnädigster Bischoff und Herr, ganz glücklich in Dero Schloß Ottmachau mit einer Coite von etlichen fünfzig Pferden angelanget, woselbst Ihre Churfürstlichen Durchlaucht von Dero anwesenden Herren Ministern und Cabaliers die Gratulations-Complimenten empfangen, an heut aber vor Mittag sich in der Gegend gedachten Schlosses mit einer Hirschbüßt (Jagd) divertiret. –

Friedr. Bernh. Werner: Topographia seu Silesia...

Auf dem Ottmachauer Schloß war allzeit ein bischöflicher Hauptmann oder Burggraf, welcher die Inspection über das Deconomie Wesen führete; unter dem Herzog von Neuburg Franz Ludwig war um den äußeren Schloßberg ein Thiergarten angeleget und darinnen eine große menge Dan Hirschel¹ unterhalten, welcher aber von den ungebetenen fremden Gästen ziemlich rein gemacht worden.

Derselbe...

Ottmachau, die Stadt liegt am Neißfluß, worüber eine holzene Brücke, ... hat ein ziemlich festes Schloß, auf einem Berge gelegen, von welchem man gar eint unvergleichlich schönes ansehen hat, über die über dem Neißfluß gelegenen Waldungen, Wiesen und Teiche, wie auch fernere Gegenden Schloß Johannisberg, das Mährisch und Glasische Gebürge. Item die Städte Neiß und Patschkau samt anderen Gegenden. Auf diesem Schloß läst der Bischof die widerspenstigen Geistlichen Poenitenz thun. Anno 1741, den 12. Januarij wurde solches von den Preußen eingenommen. ... Es ist dieses Ottmachau kein offener Ort, wie Friedrich Lucae in seiner schlesischen Chronica sezet, sondern ist mit einer gutten Mauer, geschlossenen Thoren und Thürmen wohl versehen, auf dem Marktplaz stehet das steinerne Rathhaus mit einem zierlichen durchsichtigen Thurm, auch seindt die bürgerhäuser mehrentils steinern, sonderlich um den markt Plaz. Gedachtes fürstliches Schloß hangt gleichsam an der Stadt, auf einer ziemlichen anhöhe. Ist groß und noch alter Befestigung.

¹ Noch heute heißt der nord-westliche Abhang des Burgberges Lannelberg.

U. Friedrich Büsching: Neue Erdbeschreibung. 1760...

Ottmachau, eine kleine Stadt an der Neiß, woselbst der Fürst und Bischof ein Schloß und seine Regierung des Bistums Breslau und Fürstentums Neiß, ingleichen ein Amt hat, und eine katholische Pfarrkirche ist. 1741 wurde sie von den Preußen eingenommen.

Zimmermann Beiträge zur Beschreibung von Schlesien. 1784. Bd. III.

Die Stadt ist mit einer Mauer umgeben, ihre Häuser sind meist gemauert. Die Aussicht bey dieser Stadt ist eine der schönsten in Schlesien; sie hat 2 Thore und folgende Gebäude: die Pfarrkirche, an derselben steht ein Erzpriester und Stadtpfarrer. Der gegenwärtige ist zugleich Kanonikus in Neiß, Ferdinandus von Schuberth; und zwei Kapläner. Eingepfarrt sind folgende Dörfer: Woiz, wobey eine Filialkirche, Tschansch-
witz, Ellgut, Mozwitz, Carlowitz, Laswitz, Waidich, Perschenstein, Mahlendorf, Bittendorf, Ullersdorf, Nitterwitz, Grädiz, Jensch; Glompenau und Zaupitz. Die Kirche ist ein großes massives Gebäude. – 2. Eine kleine Begräbniskirche in der Vorstadt. – 3. Eine Stadtschule, an der ein Rector und Cantor stehen. – 4. Das bischöfliche Schloß, welches gegenwärtig (1784) zur Wohnung des Pächters und einiger Offizianten dient. – 5. Ein Hospital so in der Vorstadt belegen, und unter der Oberhospitalkommission in Neisse steht; es befinden sich darin 9 weibliche und 9 männliche Arme. – 7. Privathäuser 242 und 69 Scheuern. – Die Religion der Einwohner ist, bis auf einige Offizianten und 2 Bürger, katholisch; die Sprache deutsch, und ihre Anzahl im Jahre: 1756 = 1332, 1783 = 1342, 1784 = 1386.

Privilegirtes Pörtawisches Topographisch-Biographisch-Historisches Tagebuch. Monat April 1789.

Ottmachau, eine alte Bischöfliche Stadt... Die Bürgerschaft profitirt von 1510 Saatsfeldern und vom Bierbrauen, welches Stadtbier 25 Dörfer absolut trinken müssen. Der Handel im Kleinen wird jährlich in 4 Märkten getrieben. – Der Magistrat, welcher die Polizei und Gerichtsobrigkeit in der Stadt verwaltet, besteht aus einem Direktor, Polizei-Bürgermeister, Rämmerer, und einem Feuer-Bürger-Meister. – Das Bischöfliche Amt ist an einen Amts-Rat verpachtet, die Gerechtigkeitspflege bei dem Amte besorgt der Amtshauptmann. Die Aufsicht über die ansehnlichen, zu diesem Amte gehörigen Forsten, hat der Forstmeister und Oberjäger... Die Kämmererei besizet keine Dörfer sondern nur einige Aecker, einen Wald, etwas Zinsen, und erhebt einen Maut. –

Johann Friedrich Zöllner: Briefe über Schlesien. 1792

Zwei Meilen von Neisse liegt Ottmachau. Man hat vor sich die Glazischen Gebirge, links die Gebirgskette des Österreichischen Schlesiens. Ottmachau liegt auf einer kleinen Anhöhe. Das Schloß und die Kirche auf einem höheren Hügel, das

Rathaus und die Bürgerhäuser etwas tiefer, gruppieren sich so schön, daß ich gern Deiner Schwester eine Zeichnung davon schicken möchte, um eine ihrer landschaftlichen Kompositionen damit zu verschönern. Und noch lieber schickte ich ihr die ganze herrliche Ansicht der Gegend, die für eine der schönsten in Schlesien gehalten wird. Von da nach Patschkau, $1\frac{1}{2}$ Meilen, geht der Weg zum Teil durch schöne Lindenalleen. Ich hatte die Nacht, wie gewöhnlich auf dieser Reise, kaum vier Stunden geschlafen; dennoch konnte ich mich nicht entschließen, unterwegs zu schlummern, weil es eine ununterbrochene Abwechslung gab. Bald beschäftigten uns die Schnitter am Wege (denn hier geht die Ernte erst jetzt an), bald zogen die Gebirge vor uns, von denen wir nun im Vordergrunde der großen Landschaft immer mehr unterscheiden konnten, den Blick auf sich; bald rieselte ein Gebirgsbach mit reißender Geschwindigkeit neben dem Wege fort, und machte hie und da, wo er durch Wehre getrennt ward, einen kleinen murmelnden Wasserfall; bald sahn wir andächtig Betende am Wege. —

Schlesien, wie es ist, von einem Österreicher. Berlin 1806
Man fühlt doppelt die Schönheit des offenen Landes auf dem Wege von Neisse aus nach Ottmachau. Zur Linken die Spiegelhelle der Neisse, im Hintergrunde die Bischofskoppe bei Zuckmantel; mit Recht führt sie den Namen von der Figur einer gewöhnlichen Bischofsmütze; vor sich hin das Städtchen, an der Grenze des Horizontes das Schloß Johannisberg. Wen schöne Ausichten ergözen, versäume ja nicht, in Ottmachau das auf dem Berge stehende Schloß zu besteigen.

Christian Ludwig Bohm: Handbuch der Geographie und Statistik des preußischen Herzogtums Schlesien. 1806

Ottmachau, eine bischöfliche Stadt, zwei Meilen von Neisse, hat 247 Häuser. — Im Jahre 1803 lebten darin 1824 Einwohner von Ackerbau, Bierbrauen und Handwerksbetrieb. Die Kämmerei hat 900 Thaler jährlich Einkünfte. Im Jahre 1798 war der reine Überschuß von den Accise- und Zollgefällen 3259 Thaler 13 Groschen.

Felix Fries: Handbuch von Oberschlesien...

Das uralte Schloß Ottmachau, auf stattlicher Anhöhe an der Westseite der Stadt gelegen, bildete vordem mit dem fürstlichen Rentamt, dem Kleinvorwerk, dem Gütern Nitterwitz, Maßwitz, Satteldorf und zahlreichen Amtsdörfern, sowie den früher erwähnten Gütern im Kreise Neisse und sonstigem Zubehör, einen dem Fürstbischof von Breslau gehörigen Güterverband, welcher 1810 säkularisiert und zu den Pachtämtern Ottmachau und Nitterwitz organisiert wurde. Durch die Allerhöchst vollzogene Dotationsurkunde vom 31. Mai 1821 wurden dem Staatsminister Freiherrn von Humboldt die zu den Ämtern Ottmachau und Nitterwitz gehörig gewesenen Güter, Forsten und Realitäten (jedoch mit Ausnahme der bis dahin zum Amte Nitterwitz gezählten Vorwerke Maßwitz und Satteldorf) erb- und eigentümlich geschenkt. Dazu gehörten außer dem im Kreise Neisse Aufgezählten das Schloß und der Schloßgarten

zu Dttmachau, sowie der Garten vor dem Mühlenort, der Fasangarten, die Ziegelei und Brauerei zu Dttmachau, die Fischerei in der Neisse, das Vorwerk Dttmachau (Klein-Vorwerk), damals zu 735 Morgen angegeben, das Vorwerk Nitterwitz, damals 915 Morgen haltend, eine Holzung bei Klein-Vorwerk usw.

J. J. Dittrich: Schlesien und seine Nachbarländer...

Schweidnitz 1816

Eine angenehme Straße verbindet den Ort (Patschkau) mit Dttmachau. Sie läuft über Altpatschkau, Stübendorf und Friedrichseck. Zwischen diesem Ort und Dttmachau strömt durch Wald und Wiesen die großgewordene Neisse. Sie brachte aus fernen Wäldern unzählbare Kloben ins Land, und verbarg sich unter dem Holz, das sie trug. Das Gestade war weit umher mit Flößholz überschoben, und an der Brücke stieß und drängte und überstürzte es sich zu Tausenden. Es war ein hölzerner Fluß mit Wellen von Kloben. In den Vorstädten floß neunarmig, wie der Styr des travestierenden Blumauer, zäh und schwarz der bodenlose Weg um die tief einschneidenden Räder. Endlich gewannen wir Land auf den Steinen; steuerten hinauf, gerieten auf einen kleinen Markt, um welchen Häuser und Hütten angafften aus kleinen Gehlöchern, und wanderten dann ins bischöfliche Schloß, welches im letzten Krieg ein Lazareth, allmählich verfällt. Die Gallerie des Turmes beherrscht einen Horizont von solcher Fülle, Mannigfaltigkeit und Größe, daß die Aussicht unter die schönsten und ausgezeichnetsten gehört, welche ich genossen. Kein Reisender müsse versäumen, die Nußsteintreppen zu ersteigen, und oben Gottes herrliche Welt zu schauen. Im Mittag zieht der blaue, hohe Gudenstock von Westen gegen Osten, mit Vorbergen umwunden von tausendfältigen Klüften und Schluchten durchbrochen, bewaldet und befelbert vorüber, nimmt vorspringend, das hölzerne Weidenau in seinen Schoß, und prangt mit dem fernhin sichtbaren Wohnsitz der Bischöfe Breslaus (Johannisberg). Ein üppiger Threnteppeich, von Wald und Wiesen durchwoben, und mit Mosaik von Städten, Dörfern und Kapellen plastisch ausgeziert, breitet sich vom Saume des Gebirges bis zum Fuße des Turmes blühend und fruchtumhangen herab. Im Vordergrunde schimmert durch Bäume an grasigen Ufern entlang, hin- und hergebogen, der silberne Fluß, auf den Wiesen gaukeln Herden weidend auf und ab, und nebenan streckt seine Millionen Blätterarme ein reizend Wäldchen der Sonne entgegen. Es war sonst ein Tiergarten, noch steht darin ein halbzerstörtes Jagdhaus, von Bäumen geschützt und verborgen. Die Reihengänge, alle Anlagen des Gartenwaldes hat aber die Wildnis schon ergriffen, und des Menschen künstliches Werk hat die Natur sich angeeignet. Wenn nun das Horn der Jagd erschallt, mit Flinten und Taschen die Jäger über die Neisse ziehen, die spürenden Hunde kopfgesenkt in weiten Bogensprüngen kreuz und quer und auf- und niederlaufen, und den scheu aufhorchenden Hasen erwittern, wenn dieser dann über die Spitzen der Gräser und Blumen sich eiligst ins Weiteste schnellt, und vor und hinter ihm und auf allen Seiten die Furcht ihn begleitet; die Hunde durch Gesträuch, über Graben und Hecken, Zäune und Felder mit lechzender Zunge bellend ihn ereilen...

Das Jagdhaus steht leer und die Jagdfreunden der Alten kennen wir nicht mehr. So sind die Leiche fast alle vertrocknet, vor dem Pfluge Fisch und Wild geflohen und vor dem Eigennutz die Lust . . . – Das kleine Ding von Städtchen mit ganz vortrefflicher Kirche liegt tiefer als das Schloß, welches auf einem ziemlich hohen Hügel ruht. Jenseits im Westen, Norden und Osten dehnt sich eine unermeßliche Fläche aus, wie eine große Pflugerobung, und das ganze Land hat eine rein cereale Physiognomie. Das Städtchen aber ist alten Ursprungs. Man weiß davon weiter nichts sicheres. Die Mungeln (Mongolen) heuschreckten auch hier, wie überall auf ihren kriegerischen Nomadenzügen, wie es scheint, sehr lange; denn sonst würden sie z. B. in Patschkau Kirche den tiefen Brunnen nicht gegraben haben. Auch die Hussiten räumten im Schloß an, das erst durch Verrat des Hauptmanns Jedlig von Alzenau in ihre Hände gekommen und dann – vierzehn Jahre später – durch nächtlichen Sturm. Die schöne, doppeltürmige Pfarrkirche, ein Werk des Churfürsten von Mainz, Franz Ludwig, welcher zugleich der Schlesier Bischof war, steht 125 Jahre (1816!); ihre Einweihung wurde mit der Taufe zweier Moslems verbunden. – Nachdem wir lange uns der unergleichlichen Aussicht gefreuet auf dem (nördlichen und schon zerstörten) Geländer des Schloßturmes, mahnte das Sinken des Tages uns an die Fortsetzung der Reise . . .

Wilhelm von Humboldt: Briefe an eine Freundin. 1. Theil.
12. Juli 1823

Die Güter, welche ich in diesem Augenblick bewohne, besitze ich erst seit 1820. Sie sind sehr reizend gelegen. Das alte Schloß liegt auf einem Hügel, von dem man einen Kreis der schlesischen, böhmischen und mährischen Gebirge überseht, und zwischen diesen Hügeln, an deren Fuß die Neiße mitläuft, und dem Gebirge sind die anmutigsten Äcker, Wiesen und Gebüsch, zu denen auch meine Besitzungen gehören. Ich bewohne zwar dieses Schloß nicht, da es nicht ausgebaut ist und nur wenige bewohnbare Zimmer für meine Kinder hat, aber ein recht bequemes und gutes Haus,² ein wenig tiefer, dient mir zur Wohnung und hat auch größtenteils dieselbe Aussicht.

Oberschlesischer Bürgerfreund, Jahrg. II (1823). – Briefe eines österreichischen Offiziers über Schlesien . . .

Eine halbe Meile (von Neiße) lang ritt ich in einer einem Garten ähnlichen Landschaft, später wurde der Boden sandig, allein auch das Gebirge wieder sichtbar; ich kam bei einem großen Kirchdorf auf die nach Frankenstein führende Landstraße und bald darauf in das Städtchen Ottmachau, welches mit seinem Schloß und einigen dazu gehörigen Gütern dem Anschlage nach 100 000 Reichsthaler an Wert, vor einigen Jahren als Dotation an den Minister von Humboldt kam, früher ein Eigentum des

² Das sogenannte Niederschloß, das von Fürstbischof Franz-Ludwig in reinem Barock erbaute Torhaus.

Bischofs von Breslau war. – Das Städtchen ist sehr unbedeutend, allein das Schloß in mancher Hinsicht merkwürdig. Ich wollte gern der wunderschönen Aussicht wegen auf den Altan steigen, allein ich erhielt durch einen Domestiquen den Bescheid: der Herr Minister habe es streng verboten, Fremde hinaufzuführen, und begnügte mich demnach, von der Schloßmauer aus, mich an einem köstlichen Anblick des Neissetales zu entschädigen. –

Der Wanderer ein Volkskalender... Glatz 1841...

Ottmachau, Stadt zwischen dem linken Ufer der Neisse und einem Mühlgraben. Das dem Minister Freiherrn v. Humboldt gehörige Schloß ist ein sehr altes, hohes Gebäude, von dem man eine weite herrliche Aussicht hat. Die Stadt wurde 1241 von den Mongolen verwüstet; 1284 durch Herzog Heinrich IV. von Breslau in seiner Fehde gegen Bischof Thomas II. erobert. 1429 ward das Schloß den Hussiten verraten, 1443 von den Böhmen erstürmt; 1644 durch die Schweden geplündert, und 1741 diese und das damals noch feste bischöfliche Schloß vom Preussischen General von Schwerin erobert. 1807 litt die kleine Stadt sehr durch Bayern und Württemberger; das Schloß wurde besetzt wegen der beiden nahen und noch von den Preußen behaupteten Festungen Neisse und Glatz. Wenn auch stets vom Feuer verschont geblieben, wird doch die Stadt und Gegend sehr oft durch den Neissefluß überschwemmt, welcher vielen Schaden anrichtet.

In der „Inbelschrift zur Feier der Schlacht bei Mollwitz, den 10. April 1841“, von Dr. med. Fuchs, Brieg 1841 befindet sich über die Kriegerereignisse von Januar 1741 vor Ottmachau folgende Notiz:

Am 9. (Januar!) ging der Marsch durch Frankenstein bis Bernsdorf, und von da marschierte es durch Maßwitz und Elguth, hinter welchen Dörfern sich das feindliche Dragoner-Regiment Liechtenstein gesetzt. Es kam zu einer Attaque, aber der Feind hielt nicht Stand, sondern wendete sich in ziemlicher Ordnung durch Ottmachau nach Neisse. Das preussische Armeecorps unter Führung des Feldmarschalls Schwerin rückte ihm nach bis vor Ottmachau, welcher Ort mit 5 feindlichen Grenadierkompanien besetzt war. Diese aber verließen, nachdem die Preußen das eine Thor beschossen und eingenommen, die Stadt und retirirten sich aufs Schloß. Vier Bataillone der Preußen formirten eine Attaque, der Feind aber verteidigt sich von dem Schloßthurm und den Fenstern aus. Von den preussischen Leuten blieben außer dem Ingenieur-Major du Reige, der, als er eben eine Kanone nach dem Schloßthurm richten wollte, von einer Gewehrkugel getroffen wurde, 7 Mann todt, und 15 wurden blessirt. Auf dem Markte waren 8 Kanonen aufgestellt, aus welchen das Schloß beschossen wurde. In der Vorstadt geriet gegen Abend ein Haus in Brand. Das Friedrichsche Regiment hielt bis zum späten Abend vor der Stadt an einem Morast und rückte des Nachts in das Dorf Carlowitz ein, woselbst die vorige Nacht das Regiment von Liechtenstein gestanden hatte. Den 10. ward das Schloß von der Stadt aus von Neuem attackirt.

Dies währte bis zum Mittage: die Besatzung fing an zu kapituliren und sendete 2 Offiziere herunter, wogegen ein Kapitain von den Belagerern hinaufgeschickt wurde. Unter dessen hörten die Feindseligkeiten auf. Den 11. war in der Stadt Alles still, und seine Majestät wurden erwartet. Den 12. ward das Schloß übergeben und die Besatzung kriegsgefangen gemacht. Den 13. marschirte das Regiment von Prinz Friedrich aus Carlowitz durch Ottmachau, wo es Seine Majestät besah, nach Brinschwitz.

Schl u ß w o r t. Stimmen der Vergangenheit werden hier zum Leben erweckt; sie sprechen in beredten Worten über das Wichtigste aus der Geschichte der Stadt, der Burg und der Kirche und weiter über die stimmungsvollen Eindrücke der weiten Landschaft. Zu den alten Bildern gesellt sich heute der Blick über den weiten See des neuerbauten Staubeckens Ottmachau, über deren Zweck und Bauart die Presse so vielseitig berichtet hat, daß sich hier ein Eingehen darauf erübrigt. Wer immer aber von dem Altan oder dem Turm des Schlosses aus das weite Land und die alten Häuser der Stadt überschaut, dem erschließt sich Gegenwart und Vergangenheit in reizvollster Weise.

Franz Faber, der Ottmachauer humanistische Dichter

Von Univ. Prof. Dr. Hans Heckel

Wenn Oberschlesien in seiner Gesamtheit erst unter der preussischen Herrschaft sich deutscher Geisteskultur recht zu erschließen begann, so hat besondere Gunst der Verhältnisse einzelnen Landesteilen schon erheblich früher nicht unwesentlichen Anteil am deutschen Geistesleben gewährt. Das gilt vor allem für das Neisser Land. Die Breslauer Bischöfe haben von der alten Kastellanei Ottmachau aus, die ihnen schon im 12. Jahrhundert gehörte, sich durch Ankauf benachbarter Landstriche allmählich einen geschlossenen Herrschaftsbereich geschaffen; und dieses Bischofsland, das „Fürstentum Neisse“, weist schon im 13. und 14. Jahrhundert ein ganz deutsches Gepräge auf. Die Neisser Stadtpfarschule wurde eine angesehene Pflegestätte höherer Geistesbildung. Zwar von der Spätblüte mittelhochdeutscher höfischer Dichtung, wie sie den Gebieten der niederschlesischen Pfaffen noch beschieden war, ist das Land nicht mehr erfaßt worden, aber wie schon aus den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts vereinzelte Denkmäler wissenschaftlich-literarischer Tätigkeit auf religiösem Gebiete erhalten sind, so hat in der Folgezeit das im 15. und 16. Jahrhundert in Schlesien aufblühende Schrifttum der Humanisten hier sogar eine recht stattliche Zahl von Vertretern aufzuweisen. Daß diese Männer so gut wie ausnahmslos in lateinischer Sprache geschrieben haben, erklärt sich leicht aus dem Geiste dieser so stark unter dem Eindrucke



Ottmachau



Burg
Burghof
Burggraben mit Mauer und altem Tor



Rathaus



Ottmachau

Lichtbild Paul Wolff, Dresden

Ring mit Mariensäule

des gleichsam von neuem entdeckten klassischen Altertums stehenden Zeit, die nur diese als der Wissenschaft und Dichtung würdig gelten ließ. Unter den mehr als anderthalb Duzend humanistischen Gelehrten und Dichtern, die Klemenz aus dem Meißner Gebiet namhaft gemacht hat,¹ nimmt der aus Ottmachau gebürtige Franz Faber eine besonders bedeutsame Stellung ein, sowohl durch den Wert seiner Dichtungen an sich, wie auch, weil aus ihnen ein starkes Vaterlandsgefühl spricht, weil er Schlesien bewußt als deutsches Land empfindet und zur Wachsamkeit mahnt gegenüber dem drohenden Vordringen der beiden slawischen Nachbarn.

Faber ist 1497 als Sohn eines Schmiedes geboren. Er hieß eigentlich Köckritz; die lateinische Berufsbezeichnung seines Vaters wählte er als humanistischen Gelehrtennamen, den er sich nach der Sitte der Zeit beilegte. Die ersten Grundlagen seiner wissenschaftlichen Bildung empfing er auf der Meißner Stadtpfarrschule und in Breslau, wo der angesehene Humanist und Stadtschreiber Laurentius Corvinus sein Lehrer war. Ein mährischer Edelmann, Ladislaus von Boskowitz, ermöglichte ihm durch hilfreiche Unterstützung das Universitätsstudium. Zuerst ging er nach Krakau, und er hat sich wohl schon hier durch seine ersten poetischen Versuche einen Namen gemacht. Denn als er 1520 die Leipziger Hochschule bezog, fügte der damalige Rektor Petrus Mosellanus bei der Eintragung in die Matrikel seinem Namen die ehrende Notiz „poeta insignis“ hinzu. Und nun sehen wir ihn bald in die geistigen Kämpfe der Zeit verwickelt. In grimmer Feindschaft standen sich die Vertreter der alten scholastischen Wissenschaft und der jungen humanistischen Bildung gegenüber. Eben, 1516, war eine der Großtaten der neuen Richtung erschienen, des Erasmus von Rotterdam kritische Ausgabe des griechischen Neuen Testaments. Als nun der Engländer Edward Lee namentlich die Anmerkungen des Erasmus einer scharfen Kritik unterzog, empfanden die Anhänger des Humanismus diesen Angriff auf ihrer Führer wie eine ihnen allen angefallene Schmach und erhoben sich wie ein Mann. Der gefeierte Erfurter Poet Cobanus Hessus rief die „minervischen Legionen Germaniens“ zum Kampfe gegen jenen „öffentlichen Feind“ auf; und dem Erfurter Humanisten gesellte sich von Leipzig aus auch Faber als Kampfgenosse mit einer Reihe scharfer Epigramme von rücksichtsloser Bissigkeit. Erregte der junge Mann schon dadurch in der scholastischen Hochburg Leipzig unliebsames Aufsehen, so machte er sich hier völlig unmöglich, als er 1521 nach der Verbrennung der Lutherschen Schriften mit dem Streitgedicht „Sylva de incendio Lutherianorum Librorum“ die Widersacher des Reformators heftig angriff. Noch galt ja damals die Sache Luthers als gleichbedeutend mit der des Humanismus und der Bildung; noch war der Kampf zwischen Luther und Erasmus nicht ausgebrochen. In leidenschaftlichem Tone beklagt er die Bücherverbrennung als einen Sieg römischen Truges und römischer Tyrannei über Christus, die Wahrheit und den rechten Glauben. Wohl möge sich der Pöbel der Schmeichler des augenblicklichen

¹ Paul Klemenz, Der Anteil des Meißner Landes an der deutschen Literatur. 36. Bericht der wissenschaftlichen Gesellschaft „Philomathie“ in Meisse. Als Sonderdruck Meisse 1913.

Sieges freuen; aber auf die Dauer werde doch auf hoher Zinne die Wahrheit bleiben, und die Werke des unbefiegten Luther werden ewig leben. Kein Wunder, daß Faber nun der Boden Leipzigs zu heiß wurde. Aber Luther spricht in einem Briefe von dem unbekannten Mistreiter, diesem „heroicum caput“ mit hoher Anerkennung.

Der Leipziger Zeit entstammt noch die 1520 erschienene epische Dichtung „Bohemia“, welche die verheerenden Einfälle der Hussiten in Schlessien unter Ziska zum Gegenstande hat und besonders den heldenmütigen Widerstand der Stadt Neisse feiert. Spricht aus der Bohemia ganz unverkennbar die Gesinnung des Schlesiens, der seit einem Jahrhundert sich immer wieder tschechischer Übergriffe zu erwehren hatte und im Tschechentum seinen Todfeind sehen mußte, so ist fast noch bedeutungsvoller das eine der kleinen Beigedichte, das an Heinrich Stromer gerichtet ist. Dem hier weitet sich die Teilnahme an dem Geschick der engeren Heimat zu weitblickender Sorge um das Schicksal des Deutschthums überhaupt. Faber allein unter den schlesischen Humanisten erkennt die nationale Bedeutung des preußischen Ordensstaates der Deutschritter, auf den der Kaiser die Ansprüche des Reiches soeben auf dem Wiener Fürstentage preisgegeben hatte; er empfindet den Sieg der Polen als deutsche Schmach und gibt der Befürchtung Ausdruck, Polen möchte bei solcher Teilnahmslosigkeit der Deutschen seine Herrschaft bis an die Elbe, ja wohl gar bis zum Rhein und den Quellen der Donau ausdehnen.

Weiterhin hat Faber in seiner schlesischen Heimat als Stadtschreiber gewirkt; zunächst in Schweidnitz, dann von 1542 bis zu seinem 1565 erfolgten Tode in Breslau. Seine letzten Jahre waren dem Kampfe für die alten ständischen Rechte gegenüber der ständig vordringenden Macht der Krone geweiht.² So gilt seine erbitterte Gegnerschaft vor allem dem kaiserlichen Vizedominus und späteren Präsidenten der neuerrichteten schlesischen Kammer Friedrich von Redern als dem Vertreter der kaiserlichen Ansprüche; in ihm sahen die Breslauer zudem den Vertreter des verhaßten böhmischen Staates, als dessen Kronland ja Schlessien an die Habsburger gefallen war. Seinen weitgehenden Forderungen gegenüber stellte Faber im Auftrage des Rates eine systematische Sammlung der Breslauer Privilegien zusammen; aus dieser ist dann die unter dem Namen *Origines Wratislavienses* bekannte Chronik entstanden. Und auch seine letzten Dichtungen gehören in diesen Zusammenhang. Das umfangreiche Gedicht „Sabothus (d. i. Zobten) sive Silesia“ ist eine poetische Schilderung Schlesiens, seiner Bewohner und seiner Geschichte, mit scharfer Wendung gegen die beiden slavischen Nachbavölker. Seit Urzeiten ist Schlessien deutsches Land gewesen; alles Große ist von den Deutschen geschaffen, wogegen der Einbruch der Polen die Reste der alten Kultur vernichtet hat. Vollends aber der Übergang an die böhmische Herrschaft, die Folge der Zwietracht und Gewinnsucht der einheimischen Fürsten, ist das

² H. Markgraf, Geschichte des städtischen Urkundenarchivs zu Breslau. In der Archivalischen Zeitschrift, Bd. III (1878), S. 110—136.

verhängnisvollste Ereignis der schlesischen Geschichte. Und auch in den leidenschaftlichen Vorwürfen und Anklagen gegen den „frechen Faunus“ Nedern, der Schlesien zum Spielball seiner Willkür gemacht habe und dem der Dichter einen baldigen Tod wünscht, kommt die nationale Feindschaft gegen die Tschechen zu deutlichem Ausdruck. Noch bis ins Grab verfolgte Faber Nedern mit seinem Haß. Dem 1564 Verstorbenen sandte er noch ein weiteres Gedicht nach, den „Faunus desideratus“ d. h. den unter die Sterne versehten Faun. In diesem läßt er Silesia dem Zobten die frohe Kunde bringen, daß Schlesien jetzt von seinem Bedränger befreit sei. Der unmittelbare Anlaß dieser erbitterten Kampfgedichte ist für uns längst historisch geworden. Aber die nationalen Gegensätze zwischen dem deutschen Schlesiervolke und seinen slavischen Nachbarn sind in unsern Tagen wieder so heftig und unverhüllt wie nur je in Erscheinung getreten; und wieder wie zu Fabers Zeiten sieht sich das gefährdete Grenzland vor die geschichtliche Aufgabe gestellt, seine bedrohte deutsche Volksart gegenüber dem andrängenden Slaventum in zähem Kampfe zu behaupten.³

³ Weitere Literatur über Faber: G. Bauch, Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, Bd. 26 (1892), S. 240/48 und Bd. 41 (II 1907), S. 158 f. — P. Thierse, Der nationale Gedanke und die Kaiseridee bei den schlesischen Humanisten, Breslauer Studien zur Geschichte, 2. Heft, Breslau 1908.



Thummes Gemahre vom Gruffker Überkreese

Von Dr. med. et phil. Konrad Radig, Lindenan

Nu guten Tag, Muttel Bönschen! Was macht der Gansch?

Nee, nee! Nu saht oß, der Harr Dukter kimmt schun wieder zu mir alem Weibe. Am Sunntig Nachmitts woarn se och irschte doa. Und iße schun wieder! Nee, nee! Woas bringa se denn? Ach su, wies mem Goansche gieht? Goar nich giehts 'm. Tut is ar. Vom Nupper sem Hunde derbissa. Hingerm Goarta. Ei die Dhle wullde er nunder, dar Goansch, dar thumme. Tut is ar, und ich hoa blussig noch zwee elizige Gänsla. Woas wullde ar och nunder ei de Dhle! Ich hoas 'm immer a schun gesoat: Sieh nich ei de Dhle! Doas tutt nich gutt.

So, Muttel Bönschen. Nu sagen Sie bloß mal, was hat's denn da in der Dhle! Da gehts wohl um?

Dach giehn se oß mit dam thummen Gemahre! Iße gloabt ju doch kee Mensch nich meh droan.

Na, na, Muttel Bönschen. Sie wissen doch, die Pohl Mariechen hat mir erst neulich was erzählt, vom Reiter an den Schwarzstücken nach Laßwitz zu. Und erst meine Großmutter!

Ju, ju! Sie hoan ju recht. Die woar schun eene gude Frau. G' liebe Herrgottla loaf se selig ruhn! Sie wissa's ju, eis Haus hoat se mich goar genumma, Kindermoadla woar ich beim Radig Berthold, woas ju vu Ihnen dar Voater is. Nu nee, nich lange. Denn ich woar blussig a wing älder. Verhaun hoat ar mich baale. Aber a guder Harr woar ar, och als ar uf Poatschke koam, uf's Studieren. Immer a su lustig woar ar und a Weibsbildern hoat ar zu gerne a Pussen gespielt und a Moannsleuta gerne ennen eigeschänkt. Und och die Vogel Anna, vu Laßwitz aus'm Herrendurfe koam se. Och a eliziges Madla und och immer asu freindlich zu a oarma Leuta. Huchzich hoan se mitsoamma gemacht. Doas woaren schun schiene Zeita! Moancher Truppen is seitdem de Dhle runder gemacht.

Nu ja, Muttel Bönschen, was giebt's denn da so in der Dhle?

Nee, Harr Dukter, se sein ju goar a verpuchter Moan! Partu fanga se immer vu dar Dhle oan. Auslacha wull'n Se mich blussig. Iße gloabt ju kenne nich meh droan.

Na, Muttel Bönschen, da werde ich mal etwas erzählen, was ich neulich von der Pohl Mariechen gehört habe. Paßt nur ganz genau auf!

Der Reiter an den Schwarzstücken

Früher führte ein alter, viel befahrener Weg von Lindenan nach Lobedau. Er zweigte sich am Ende der Gabel vom Glambacher Weg ab und ging an den Schwarzstücken vorbei nach Lobedau. Diese Schwarzstücke haben ihre besondere Geschichte. So lagerten im Dreißigjährigen Kriege daselbst die Schweden lange Zeit. Wie es so in den wilden Kriegen zunging, plötzlich mußten sie eilig aufbrechen und an einer Schlacht

teilnehmen. Dabei ließen sie die Kriegskasse unter der Bewachung eines Reiters zurück. Denn sie glaubten, bald wieder ins Lager zurückkehren zu können. Aber es kam anders.

Die Schweden wurden besiegt, meist fielen sie im Kampfe und der Rest zerstreute sich in alle Winde. Bald wurde es bekannt, daß ein einsamer Reiter auf den Schwarztücken Wache hielt und es dauerte auch nicht lange, so wußte man auch, daß er den Kriegsschatz bewache. Nun sahen die Bauern eine Gelegenheit gekommen, sich an den verhaßten Eindringlingen zu rächen und sich an ihnen schadlos zu halten. Sie rotteten sich zusammen und nahmen den Reiter fest, der ihnen die Stelle zeigen sollte, an welcher der Kriegsschatz vergraben worden war. Da alle Drohungen ihn nicht zum Geständnis bringen konnten, schlugen sie ihm den Kopf ab. Den Schatz jedoch fanden sie nicht. Er ruht bis heute unentdeckt an einer verborgenen Stelle.

Seit dieser Zeit erscheint an den Schwarztücken zu nächtllicher Zeit ein Reitersmann ohne Kopf, der ruhelos und unsterblich über die Felder reitet. Auch hat man an derselben Stelle bis in die jüngste Zeit beim Äckern fremdländische Hufeisen gefunden, die sicherlich noch von den Schweden herrührten.

Asu woars richtig, Harr Dukter! Dar Reiter ohne Kapp is ize noch doa. Aberoall flunkert ar rim. Och an a Bischofsteenem und bis ei de Dhle kimmt ar. Zum Derschrecka! Aber die Heigelföchin is och asu.

Und nun erzählte sie die Geschichte vom der Heigelföchin.

Bei manchem alten Mütterchen habe ich geseßen, Dinge angehört von ihren Gänßen und Ziegen, von ihren Sorgen und vom Wetter, bis sie dann endlich auspackten, oft aber erst, wenn ich ihnen vorher etwas erzählte. Dann wurden sie gesprächig.

Das Sammeln von Sagen und Volksgebräuchen! Ein eigen Ding ist es damit. Weil es Mode ist, kommt wohl mancher her vom grünen Tisch mit sorgsam gespitztem Bleistift und versucht sein Heil. Auch er genießt – sofern es ihm ernst damit ist – köstliche Entdeckerfreuden. Aber sein Erfolg ist nur oberflächliches Stückwerk. Wer das Volk und seine Seele kennenlernen will, muß selbst zu einem Teil dieses Volkes werden. Und das dauert sehr, sehr lange, sofern er nicht das große Glück hat, aus diesem Volk bodenständig herausgewachsen zu sein. Vielen gelingt es niemals. Der gute Wille allein oder gar nur eine zur Schau getragene Gleichschaltung und äußerliche Umformung genügt hierzu nicht. Das Volk muß Vertrauen haben zu dem, der seine Seele verstehen will. Zu leicht sieht sonst der Beobachter nur die Oberfläche, unter der das Gold in der Tiefe ruht.

Es gibt noch viele Sagen und Spukgeschichten hiezulande. Aber sie sind der breiten Masse leider nicht mehr geläufig. Sie leben nur bei wenigen alten Leuten ein verborgenes Dasein. Selten erhält man eine Sage vollständig von einer einzigen Person. Meist hört man nur einzelne Bruchstücke, die mosaikartig zusammengesetzt das vollständige Bild ergeben.

Die Heigelföchin an der Dhle

In früheren Zeiten befand sich am Ende von Lindenu nach Glambach zu auf der rechten Seite der Dorfstraße an letzter Stelle ein großer Hof mit einem Schloß, welcher adeligen Besitzern gehörte. In diesem Schloß war vor langer Zeit eine Köchin bedienstet, die ein sehr liederliches Leben führte, sodaß sich bald die Folgen einstellten. Sie bekam ein Kind. Da sie die Schande fürchtete, tötete sie das Neugeborene und versteckte es im alten Schloß. Von ihrem bösen Gewissen gepeinigt stürzte sie sich bald darauf in ein tiefes Loch der Dhle, das am alten Weg nach Groß-Nossen lag und jetzt noch als Fischreich benutzt wird.

Seit dieser Zeit geht sie als Geist um. Wer die alte Straße nach Groß-Nossen in der Dämmerung geht und unten im Grunde an die Dhle kommt, hört häufig die Heigelföchin mit hohler Stimme rufen:

„Hätt' ich mich eher umgewandt,

Wär' in der Höll' ich nicht verbrannt!“

Wer solches hört, darf nicht stehen bleiben, denn sonst „huckt die Heigelföchin hinten auf“. Anderen wieder will sie als feuriges Weib erschienen sein, das über dem Wasser tanzt und an der Dhle entlang unstill herumirrt.

Auch im Schloß trieben seit dieser unseligen That böse Geister ihr Spiel. Die Heigelföchin hatte nämlich, wie schon gesagt, ihr totes Kind im Schloß versteckt. Da dieses ohnehin schon alt und zerfallen war, wurde es von den alten Besitzern verkauft. Sie waren froh, von dem unheimlichen Ort fortzukommen. Aber auch der neue Besitzer wollte es nicht mehr beziehen. Er riß das alte baufällige Schloß ein, das früher etwas abseits der Straße stand, wo sich heute ein Garten zwischen dem letzten und vorletzten Gehöft befindet. Er verkaufte einen Teil des Aekers an die Bauern des Dorfes und baute sich ein neues Haus, das heute noch als Wohnhaus der letzten Wirtschaft steht.

Das Feisterfüllen zu Laßwitz

An der Straße von Laßwitz nach Ellguth liegt rechts des Weges etwa in der Mitte zwischen beiden Dörfern der Feister, ein kleines Waldstück mit einer Wiese. Dasselbst ist es seit uralten Zeiten nicht recht geheuer. Folgendes ist manchem allhier schon begegnet.

Um die Mitternachtsstunde kommt unter mächtigem Brausen hoch oben in der Luft ein feuriges Füllen ohne Kopf über den Feister geflogen. Wenn es nahe heran kommt, ist es plötzlich spurlos verschwunden, wie wenn es die Erde verschluckt hätte. Wer dieses feurige Füllen sieht, muß schleunigst das Zeichen des heiligen Kreuzes machen. Const hat sein letztes Stündlein geschlagen.

Der alte Tschiltsch

Zwischen Tschiltsch und Pillwösch liegt ein kleines Feldgehölz, welches eine alte Geschichte aufweist. Man sieht heute noch die Spuren von alten Wällen und Schanzen, und bei einer Nachgrabung stößt man vielleicht auch noch auf alte Mauerreste. Auf dem Acker rings herum sind erst vor wenigen Jahren bei tiefem Pflügen viele Urnen,

Bronzeringe und ähnliche altertümliche Sachen ans Licht gekommen. Lange bevor die Kolonie Tschiltsh angelegt wurde, befand sich auf diesen Aekern eine Ortschaft, die sich bis an Pillwösche heranzog und mit diesem Dorf eine Gemeinde bildete. Auf diese alten Verhältnisse geht es auch zurück, daß die Kolonie Tschiltsh zu Pillwösche gehört und nicht zu Satteldorf oder Johnsdorf, die näher liegen.

In diesem Feldgehölz stand früher ein großes Ritterschloß, dessen Herren einst die Gegend beherrschten, aber später verarmten. Sie sollen aber weiter lustig gelebt haben, bis eines Tages das ganze Schloß mit seinen Bewohnern plötzlich versank. Seitdem ist es dort nicht ganz geheuer. Um die Mittagszeit soll häufig ein Reiter ohne Kopf erscheinen, und abends in der Dämmerung hört man bei ruhigem Wetter das Klappern von Gläsern und Tellern, das aus der Tiefe herauf klingt. Deshalb geht man nicht gern zur Unzeit durch dieses Gebüsch, durch welches bis auf den heutigen Tag ein alter Weg von Tschiltsh nach Pillwösche führt.

Auf einem Teil des Aekers, der zu dem alten Rittergut gehörte, wurde die Kolonie Tschiltsh angelegt, die den Namen des alten Dorfes weiterführte, der andere, größere Teil des Aekers fiel durch Kauf an die Grundherren von Pillwösche und Satteldorf.

Der Feuermann vom Irrgarten in Pillwösche

Seit alten Zeiten gingen die Leute von Pillwösche zur Kirche nach Gauers. Dabei trug sich einmal folgende Geschichte zu. Es war zur Adventszeit. In aller Herrgottsfrühe mußte man von Pillwösche aufbrechen, um rechtzeitig zur Korate nach Gauers zu kommen. Dazu war der Weg schlecht. Er führte durch finsternen Wald, und unten im Grunde vor Gauers, wo jetzt die Straße von Dgen her bei der Schmiede einbiegt, befand sich gar ein großer Sumpf. Dieser Weg machte manchem viel Verdruß. Denn man mußte höllisch aufpassen, um auf dem schmalen Fußweg zu bleiben und nicht im Sumpf zu versinken. Da kann man es keinem verdenken, wenn er sich einen Begleiter wünscht, der ihm auf dem Weg zur Kirche leuchtet. So rief denn ein einsamer, alter Kirchgänger beim Irrgarten am Ausgang von Pillwösche, wo immer besonders die Feuermänner ihr Wesen trieben, aus: „Wenn doch ein Feuermann käme und mir leuchtete!“ Kaum gesagt, und schon war ein Feuermann da. So gingen sie zusammen des Weges. Auf alle Fragen jedoch, die der Kirchgänger an den Feuermann stellte, blieb dieser die Antwort schuldig. Je näher die beiden der Kirche kamen, desto langsamer ging der Feuermann, bis er schließlich am Anfang des Dorfes stehen blieb und sagte: „Jetzt gib mir meinen Lohn!“ Darauf antwortete der Mann aus Pillwösche: „Gott bezahl Dir soviel dafür, als Du nötig hast!“ Da schüttelte sich der Feuermann, er ächzte und stöhnte und war plötzlich verschwunden. Nur einen Hund sah man in der Ferne davonlaufen. Jetzt erst wußte der Mann aus Pillwösche, daß er mit dem Leibhaftigen selber zusammengetroffen war. Auch heute noch sieht man öfters in der Adventszeit Lichter im Grunde leuchten.

Der Goyunge mit der Brotsuhre

In alter Zeit, als noch keine große Straße von Roschpendorf nach Lindenau führte, holten die Roschpendorfer ihr Brot jede Woche einmal in Gauers. Der Weg führte

quer durch einen Wald und über sumpfige Wiesen und wehe, wenn der Wagen nur etwas vom Wege abwich. Unweigerlich würde er samt den Pferden im tiefen Sumpf versinken. War es doch bei Regenwetter selbst auf dem Wege schwer vorwärts zu kommen, da dann die Räder tief einsanken.

So war es auch einmal und gerade just an dem Tage, an dem der Junge, der die Brotfuhr fahren sollte, sich arg verspätet hatte. Denn er plauschte gern mit anderen Jungen, die er in Gauers traf. Kospendorf war klein und in dem großen Gauers war immer viel Neues zu hören für so einen Jungen. So fuhr er denn spät zurück, und schwer ging der Wagen vorwärts in dem schlammigen Boden. Da es schon finster wurde, bekam es der Junge mit der Angst. Er hieb auf die Pferde, denen schon der Schweiß herunterlief, und als es gar nicht mehr weitergehen wollte, kam er auf den Gedanken, Brote in die Gleise zu legen, damit die Räder besser fassen könnten. Kaum hatte er es getan, sah er, wie er selbst mit Pferd und Wagen immer tiefer sank und tiefer. Da er sich nicht weiter helfen konnte, schrie er aus Leibeskräften: „Kummt, halft!“ Zwar hörte man seinen Ruf im Dorfe, aber die Hilfe kam zu spät. Als man ankam, war er bereits mit allem versunken. Um Mitternacht hört man noch heute den Gönjungen von der Schickernicke her rufen: „Kummt halft! Kummt halft!“

Die Geschichte vom Fleischerstein bei Kospendorf
Einst trieben zwei Fleischer, die mit Vieh handelten, von Kospendorf auf den Markt nach Münsterberg, um daselbst ihr Vieh zu verkaufen. Doch nur der eine von beiden hatte Glück und brachte seine Ware an dem Mann und dafür das Geld in seine Tasche. Der andere hatte nichts verkauft und mußte sein Vieh wieder nach Hause treiben. Als sie unterwegs in der Nähe des alten Bischofssteines zwischen Kospendorf und Eichen rasteten, zählte der erste Fleischer seine Barschaft. Da packte den anderen Fleischer eine fürchterliche Wut und er erschlug seinen Genossen.

Als es Abend wurde, kam ein Kospendorfer diesen Weg daher gefahren. In der Nähe der Mordstelle wollten die Pferde nicht mehr vorwärts, da sie das vergossene Blut witterten. Jetzt erst sah der Mann auf dem Wagen, was geschehen war, und plötzlich drehen die Pferde um und rasten zurück ins Dorf.

Der Mörder floh. Er wurde aber bald wieder ergriffen und geköpft.

Ein rohes Steinkreuz – ein sogenanntes Sühnekreuz – bezeichnet noch heute die Stelle, wo der Mord geschah. Das Kreuz ist von Brombeergestrüpp umwuchert und stets etwas abseits vom Wege, von Kospendorf aus gerechnet etwa hundert Meter vor dem Bischofsstein. Noch heute sollen um Mitternacht Pferde am Bischofsstein nicht vorbeikommen. Nur sehr starken Pferden gelingt es mitunter, den Wagen vorbei zu ziehen, der mit einer unsichtbaren schweren Last beladen zu sein scheint. Oft soll auch zu nächstlicher Stunde ein Mann ohne Kopf am Sühnekreuz zu sehen sein. Dieses Kreuz heißt seit alter Zeit in Erinnerung an die Mordtat der Fleischerstein.

Die Fenismanula vom Fenisberg in Rammig
Kommt man von Kospendorf her nach Rammig, so sieht man kurz vor dem Dorfe

rechts drüben den Jenisberg. In diesem Berg hausen seit alter Zeit die Jenismännchen, die außerhalb des Berges eine Larnkappe tragen und deshalb den Menschen unsichtbar bleiben. Von diesem merkwürdigen Völkchen erzählt man sich wunderliche Dinge. Von Zeit zu Zeit backen sie im Berge Kuchen. Aus allen Löchern quillt der Dampf, und wer an den Berg herangeht, hört dann das Klappern der Kuchenbleche. Als sie nun wieder einmal beim Backen waren, merkte es ein Dienstknecht, der gerade am Berge ackerte. Da er auch gern einen schönen Streußelkuchen gehabt hätte, rief er in den Berg: „Jenismannla, bringe mir einen Kuchen raus!“. Zu Mittag ließ er seinen Pflug stehen und ging ins Dorf zum Essen. Als er wiederkam und gar nicht mehr an die Jenismännchen dachte, fand er zu seiner Überraschung einen frischen Kuchen auf der Pflugschar liegen. Man kann es sich gut vorstellen, daß er darüber ebenso erstaunt wie mißtrauisch war. Er traute dieser Geschichte nicht so recht, zumal er schon oft gehört hatte, daß mit den Jenismännchen manchmal nicht gut Rirschen essen sei. Er gab deshalb erst seinem Hunde ein Stück Kuchen. Als dem Hunde der Kuchen gut bekam, kostete er auch davon und ließ es sich gut schmecken. Das war sein Glück, so hieß es später überall im Dorfe. Denn sonst hätten ihm die Jenismännchen arg mitgespielt.

Die weiße Frau in der Försterei zu Gläsendorf

Vor langer Zeit lebte einst ein Förster in Gläsendorf, dessen Frau wegen ihrer Mildtätigkeit in der ganzen Gegend weit und breit bekannt und beliebt war. Sie besaß nichts, was sie nicht mit den Armen geteilt hätte. So buck sie auch jedesmal ein Brot für die Armen mit. Sie legte es vor die Tür, wo es dann immer abgeholt wurde.

Als sie schwer erkrankte und ihr Ende herannahen fühlte, beschwor sie ihren Mann, an dieser Übung festzuhalten und an jedem Backtag die Armen nicht zu vergessen. Ihr Mann versprach es zwar, kümmerte sich jedoch wenig um die Erfüllung der letzten Bitte. Nach dem Tode seiner guten Frau saß er am liebsten im Wirtshaus beim Würfelspiel und vertrank sein Geld, sodaß es zuhaus immer knapper zugehen mußte. Seine Töchter führten ihm den Haushalt. Anfangs wurde immer noch ein Brot für die Armen mitgebacken. Als es aber gar nicht mehr reichen wollte, hörten sie damit auf. Nun erschien an jedem Abend immer eine weiße Frau an der Haustür und seufzte tief. Wenn jemand die Tür aufmachte, verschwand sie sofort. Das ganze Haus wurde durch diese Erscheinung sehr beunruhigt, vor allem, da man nicht die Ursache dieses Spuktes kannte. Endlich kam man auf den Gedanken, daß dies die verstorbene Frau sein müsse, die im Grabe keine Ruhe finden könne, da ihre letzte Bitte nicht erfüllt worden war. Nun beschworen die Töchter ihren Vater, von seinem schlechten Lebenswandel abzulassen. Sie selbst wollten, wie zur Zeit ihrer Mutter, wieder ein Brot für die Armen mitbacken. Der alte Förster bekehrte sich. Von nun an wurde die weiße Frau nicht mehr gesehen und Friede und Ordnung herrschte wieder im Försterhaus.

Die Kulturleistung des Ottmachauer Gebietes

Von Georg Meier

Die Kastellanei Ottmachau ist im 12. Jahrhundert den Bischöfen von Breslau als Patrimonium gegeben worden. Dieser Dotierungsakt war bestimmend für den Beginn der kulturellen Entwicklung Ottmachaus und seines Umlandes. Burg und Suburbium wurden der Mittelpunkt für das Gebiet, dessen Grenze an den Hügeln südöstlich von Ottmachau in das heutige tschechische Staatsgebiet hinein nach Weidenau lief, westlich vom Hahnenwald im Bogen über Friedeberg am Gemärke herumzog und von Jauernig ab sich nach Westen verflüchtete. Von hieraus grenzte die Ottmachauer Einflusssphäre bei Alt-Patschkau hinauf bis in die südlichen Dörfer des Grottkauer Oberkreises, stieß in östlicher Linie bis vor Tschaußwitz vor, um dann wieder nach Süden, über Würben und Ralkau, auf Weidenau zu abzubiegen. Innerhalb dieses Gebietes ist durch die Kolonisationspolitik der Bischöfe Lorenz Thomas I. und Thomas II. die Deutschstumsfrage vor 700 Jahren endgültig zu deutschen Gunsten entschieden worden. Von hier aus unternahmen die Breslauer Bischöfe ihre Kolonisierungszüge bis nach Ziegenhals, Zuckmantel und bis in das Freimwaldauer Gebiet, wo sie auf die Siedlerbewegung der Bischöfe von Ollmütz stießen. Ottmachau war das Hinterland, von dem aus das Sudetengebiet für das Deutschtum gewonnen werden sollte.

Nach diesem guten Beginnen wäre ein Zukunftserfolg für Ottmachau und sein Gebiet gesichert gewesen, wenn das auf der Bahn der ostdeutschen Kolonisation begonnene Werk, das von seinen Förderern in diesem Raume zwar aus den zwingenden Gründen kirchlicher Machtnotwendigkeit angefangen worden war, mit derselben Intensität hätte fortgesetzt werden können. Seit dem Bau des bischöflichen Palais zu Neisse und der Verlegung der Hofkanzlei und der Fürstentumsverwaltung in diese Stadt, ist Ottmachau zu einer über sein Umland hinausreichenden Bedeutung größeren Maßstabs nicht mehr gekommen. Mit der Degradierung der Burg zum zeitweiligen Erholungssitz der Breslauer Bischöfe mußte notwendigerweise die Möglichkeit einer breiteren kulturellen Entwicklung der Stadt verloren gehen. Ottmachau wurde zum eigenkulturellen Leben gezwungen. Damit aber begann es eine zweite Etappe seiner Entwicklung. Schon die landschaftliche Begrenzung dieses Gebietes konnte für eine solche eigenkulturelle Entwicklung garantieren. In der Folgezeit hatte sich dann auch gezeigt, in welchem Maße und in welcher Stärke die hier vorhandenen Volkstumskräfte sich selbst zur Entfaltung brachten. Freilich verengte sich mit der langsam schwindenden grenzpolitischen Bedeutung der Burg und der landstädtischen Beschränkung Ottmachaus die Einflusssphäre. Friedeberg fiel allmählich aus diesem Gebiet aus. Dazu kam später, daß besonders durch den Wirtschaftskrieg nach dem siebenjährigen Kriege (Lahmlegung des schles. Südhandels usw.) und in neuester Zeit durch die Emanzipation des Tschechentums und den dadurch behinderten Grenzverkehr Ottmachau die intimeren Beziehungen zu seinem Teil hinter den Grenzpfählen verlor. Unbestreitbar bleibt aber trotz der Zerspaltung dieses Gebietes durch die nach schlechtestem Kartenmaterial gezogenen Staatsgrenze die Tatsache der Einheit des Volkes in diesem Raume. Hüben wie drüben daselbe Volkstum, derselbe Mensch, gleich in seinem Denken und Dichten, Sinnieren und Naturbetrachten und miteinander verbunden durch die gemeinsame Schöpfung einer Volkskultur.

Die Grundlage des Kulturprozesses in diesem Gebiete war die landschaftsgebundene Konservierung seines Volkstums. Das Gemärke ist nach Süden hin nicht nur die Landschaftsdeide, sondern auch die Volkstumsgrenze. Eine Umschau nach Westen, Norden und Osten zeigt auch in diesen Richtungen den kesselartigen Abschluß. Durch diese geopolitische Bindung kam es, daß sich das an dieser Stelle frühzeitig gesiedelte Volk rassisch fast rein erhalten konnte. Das Stammgefüge der Deutschen in diesem ersten Grenzstreifen ist durch eine hier leichter gegebene Vermischung mit böhmisch-mährischem Blute nicht gelockert worden.

Durch diese Konservierung des Volkstums hat die Fülle und der Reichtum des volkskundlichen

Gutes in diesem Gebiete sich auch viel stärker und länger zu erhalten vermocht. Bäuerliches und an das liturgische Leben der Kirche geknüpftes Brauchtum werden noch heute gepflegt. Die bäuerliche Handkunst (Glashintermalerei, Schnitzkunst usw.) ist erst mit dem Eindringen der Industrie und der Verstädterung des Landes gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geschrumpfen. Die Kunstschätze des Ottmachauer Gebietes, zahlreich vor allem in den Grenzdörfern, sind nur zum geringsten Teil gehoben. Es ist doch an sich sehr eigenartig, daß gerade in diesem Grenzstreifen eine überreiche Produktion schöpferischer Werkkunst vorhanden ist, die sich weiter weg von der Grenze, im mittleren Schlesien, nicht beobachten läßt.

Die mehr unbewußte Empfänglichkeit für das Religiöse ließ hier den kunstfertigen Menschen seine Fähigkeiten vor allem in dieser Hinsicht zum Ausdruck bringen. Wann in diesem Gebiete das Volk eine eigene, schöpferische, seinem Wesen konforme künstlerische Betätigung begann, läßt sich kaum genauer festlegen. Romanische, gotische und Renaissanceeinflüsse bemerken wir schon frühzeitig an den Bauten, Bildwerken und Steinbearbeitungen (Kalkauer Kirche, Jauerniger und Ottmachauer Profanbauten). Der Durchbruch zur schöpferischen Eigenproduktion lag ungefähr vor 1500. Die Bildwerke jener Frühzeit zeigen starke gotische Formung. Bald aber, etwa zur Zeit der böhmischen Beherrschung Schlesiens, trat ein böhmisches Element in der künstlerischen Werkgestaltung hervor. In der Verbindung schlesisch-gotischer Eigenart mit böhmischen Volkstumselementen wurde dann auch der Höhepunkt der Volkskunst dieses Gebietes erreicht. Ich habe bei Ernst Beck / Grottkau, der dieses Land 15 Jahre hindurch nach seinen Kunstschätzen durchsucht hat, Bilder und Holzschnitzereien gefunden, die diese gotisch-böhmische Komposition ganz offen zeigen. Die Aufnahme dieses böhmischen Elements vernichtete aber in kurzer Zeit das Volkseigene im Kunstschaffen dieser Menschen. Die Volkskunst nahm hier eine Entwicklung, die alsbald in dem nunmehr aufkommenden Barock auslief und damit zum Verlust des künstlerischen Eigenwillens führte. Die Aufnahme und Verarbeitung des böhmischen Elements, das seiner Art nach dem Barock an sich näher stand, drängte es zu diesem. Der Barock wurde zur allgemeinen Stilvorlage. Rußer (Schnitzereien i. d. Kirche v. Alt-Patschkau, Corpus u. Engel b. Beck, usw.) ist, um eine ungefähre Datierung für diesen Prozeß anzugeben, der Abschluß und der Auslauf der Kunstbetätigung dieses Volkes in den überbölischen klassischen Barock. Nicht zuletzt sind es aber auch die hier wirkenden auswärtigen Künstler und Kunsthandwerker gewesen, die diesen Prozeß beschleunigen halfen und dem Volke mit ihren im Zeitstile gehaltenen Werken die neue Schaffensvorlage präsentierten.

Das böhmische Element, das rassisch diesem Volkstum nichts anhaben konnte, fand so einerseits über das Kunstschaffen seinen Eingang, andererseits aber auch durch die Religiosität. Der Beweis liegt in der volkstümlichen Verehrung des Prager Jesuskindes, der Grulicher Muttergottes, des hl. Johannes von Nepomuk und in dem Gebrauch anderer Andachten und Verehrungsformen spezifisch böhmischer Art. Das schloß naturgemäß die aus dem Bedürfnis der deutschen Seele dieses Volkes geborene Frömmigkeit nicht aus. Die Annahme böhmischer religiöser Motive ist lediglich als eine breitere Ausgestaltung der religiösen Bedürfnisse dieses deutschen Volkes zu werten. In ihrer Auswirkung waren sie, rein volkstumsmäßig, ohne tieferen Belang.

Trotz der aus der Grenzlage dieses Volkstums verständlichen Beeinflussung durch die böhmischen Volkstumskräfte blieb aber dennoch der rassische Kern voll gewahrt und damit auch der Charakter der Volkskultur in der Dominante unverändert deutsch erhalten. Die Verarbeitung der nachbarlichen Einflüsse bezeugt eigentlich nur das allgemeine Schicksal, dem ein Grenzlandvolk immer ausgesetzt ist. Das Ottmachauer Volk ist so im Laufe der Zeit zur Leistung einer Eigenkultur gekommen. Es hat im Leben und Schaffen den Ausdruck seines Wesens gefunden.

Der Abfall der Volkskultur, sei es durch den Auslauf in den Barock oder sei es dadurch, daß auch dieses Volk dem Nivellierungsprozeß, dem deutsches Volkstum im letzten Jahrhundert fast allgemein unterlag, nicht ausweichen konnte, hat zur Überdeckung der volkseigenen Kräfte geführt und sie bis heute latent erhalten. Aufgabe der Gegenwart ist es, in diesem Gebiete aus dem Bewußtsein der Kulturleistung der Vergangenheit zu einer erneuten eigenkulturellen, den Gegebenheiten der Gegenwart angepaßten Blüte und zu neuem schöpferischem Auftrieb zu kommen.

Ottmachauer Inschriften aus alter Zeit

Von Gerhard Rüdiger

Ottmachau, noch vor wenigen Jahren ein verträumtes, unbekanntes Landstädtchen, ist erst durch den Bau des mächtigen Staubeckens, das sich in so überaus harmonischer Weise dem schönen Landschaftsbilde einfügt, weiteren Kreisen zugänglich geworden. Nun steht es im Begriffe, alljährlich das Ausflugsziel Tausender und Abertausender zu werden, die es treibt, jenes Wunderwerk moderner Technik zu besichtigen oder in den Fluten des gewaltigen Sees zu baden oder in sonstiger Form dem Wassersport zu huldigen.

Und doch bietet das Städtchen auch in anderer Hinsicht mancherlei Reize, besonders für den geschichtlich eingestellten Menschen, und wäre größerer Beachtung wert.

Ottmachau besitzt eine große und reiche historische Vergangenheit. Viele Jahrhunderte hindurch (etwa seit dem Jahre Tausend) war es mit dem umliegenden Land im Besitze des Breslauer Bistums und spielte einst in verwaltungstechnischer und kirchlicher Beziehung als Mittelpunkt des bischöflichen Gebietes eine große Rolle.

Als Zeugen dieser verfloffenen Zeit beherrschen noch heute die alte bischöfliche Landesburg und die katholische Pfarrkirche (erbaut 1693) weithin das Stadt- und Landschaftsbild und geben ihm ihr Gepräge.

Aber auch zahlreiche andere Denkmäler bergen die Mauern der Stadt, Denkmäler, die durch die meist lateinischen Inschriften schon rein äußerlich ihren Ursprung aus längst vergangener Zeit bezeugen. Gerade in den früheren Jahrhunderten liebte man es ja, die Aufschriften, besonders auf den öffentlichen Gebäuden und Denkmälern, in lateinischer Sprache abzufassen, eine Sitte, die auch heute noch nicht ganz erloschen ist und Zeugnis gibt von der großen Lebenskraft des Lateinischen.

Es ist das Verdienst unseres Heimatforschers, des früher in Ottmachau, jetzt in Frankenstein lebenden Rectors Gründel, diese Denkmäler und Inschriften zum ersten Male einer eingehenden Untersuchung unterzogen zu haben (vgl. sein Buch „Aus Stadt und Land Ottmachau“, herausgegeben Ottmachau 1927, sowie andere - besonders in der Monatsbeilage zur Ottmachauer Zeitung „Aus der Heimat“ erschienene - Veröffentlichungen). Diese Arbeiten sind unentbehrlich für jeden, der tiefer in die Geschichte Ottmachaus eindringen will, haben aber den Nachteil, daß sie zu sehr verstreut sind. Es ist daher vielleicht nicht unerwünscht, wenn im folgenden einmal die wichtigsten Inschriften aus alter Zeit in übersichtlicherer Weise zusammengestellt und erklärt werden.

Gerade die Inschriften sind es, die gewöhnlich erst das volle Verständnis der Denkmäler, die sie schmücken, ermöglichen, ganz abgesehen davon, daß sie auch sonst viel Interessantes darbieten. Da sie viel mit Abkürzungen arbeiten und gelegentlich auch die Witterungseinflüsse die Buchstabenform verwischt haben, ist es auch für den Sprachkundigen nicht immer ganz leicht, ihren Inhalt zu enträtseln. Dazu kommt, daß sich vielfach - besonders bei den lateinischen Inschriften - Schreibfehler vorfinden, die mitunter den Sinn völlig entstellen. Daß diese Irrtümer sich verhältnismäßig leicht einschleichen konnten, ist kein Wunder; man muß bedenken, daß nicht bloß die Denkmäler selbst, sondern auch die Aufschriften im Laufe der Jahrhunderte öfters erneuert worden sind und daß die ausführenden Handwerker wohl nur in den seltensten Fällen eine genügende Kenntnis der lateinischen Sprache besaßen, um gegen Fehler gefeit zu sein. Erst im vergangenen Jahre, als der prachtvolle Ziererkker des Rathauses einer Renovation unterzogen wurde, war es dem Verfasser dieser Zeilen möglich, im letzten Augenblick zwei schwere, sinnentstellende Fehler in der Aufschrift zu verhindern.

Es kann sich hier selbstverständlich nicht bloß darum handeln, den fehlerhaften Zustand der Inschriften da, wo er noch vorhanden sein sollte, richtigzustellen, sondern es muß auch eine deutsche Übersetzung gegeben werden, wenn vorliegende Arbeit nicht von vornherein auf das Interesse

weiterer Kreise verzichten will. Bei der Behandlung der Inschriften hat sich folgende Anordnung und folgendes Verfahren als zweckmäßig erwiesen:

1. Angabe des Standortes und kurzer Hinweis auf das Denkmal selbst.
2. Genaue Wiedergabe der Inschrift in der Form, in der sie sich heute dem Betrachter darbietet, also mit den etwa vorkommenden Abkürzungen und Fehlern. Doch sollen die etwa fehlenden Abkürzungspunkte bereits hier ergänzt und durch eine runde Klammer kenntlich gemacht werden.*
3. Eine ausführliche richtige Wiedergabe, also ohne Abkürzungen und Fehler.
4. Eine deutsche Übersetzung.
5. Falls erforderlich, eine kurze Besprechung.

Im Mittelpunkt des ganzen städtischen Lebens pflegt in Schlesien der Ring zu stehen. Ihm wird auch der fremde Besucher unserer Stadt in den weitaus meisten Fällen zuerst zustreben, und so ist es wohl angebracht, daß wir hier den Anfang machen mit unserer Besichtigung. Da fällt uns sofort am Rathaus das farbenfreudige Bild des im Renaissancestil gehaltenen Ziererkers ins Auge, der in Höhe des ersten Stockes über den jetzigen Räumen der Städtischen Sparkasse angebracht ist. Er besteht aus je drei einander entsprechenden Teilen, die auf der Süd- beziehungsweise Ostseite des Gebäudes liegen und in der Mitte, einer in die Mauerkante eingelassenen Nische, gekrönt und künstlerisch zusammengehalten werden durch das Wappen des Bischofs Martin Gerstmann (1574-84) nebst einem darüber befindlichen Bischofsahut. Ganz unten sehen wir auf beiden Seiten die Darstellung eines Torcs mit drei großen Durchgängen (vielleicht auch eines Hauses mit drei großen Bogenfenstern), davor eine Ziegelmauer sowie ein darauf liegendes Kind, das mit dem in die Hand gestützten Kopf auf einem Totenschädel ruht und zu dessen Füßen eine Sanduhr steht - wahrscheinlich die Erinnerung an eine schwere Heimsuchung Ottmachaus durch die Pest (1633). Das Mittelstück wird durch zwei große, nahezu quadratische Flächen dargestellt, deren südliche fast ganz, deren östliche z. T. von einer Sonnenuhr ausgefüllt werden. Auf ersterer Fläche findet sich außerdem noch, auf die linke und rechte Ecke verteilt, die Zahl 1575, offenbar das Jahr, in dem Bischof Martin Gerstmann die Sonnenuhr hat anbringen lassen. Die östliche Fläche des Mittelstückes zeigt dagegen in der linken unteren Ecke ein kleines Rechteck mit einer Inschrift, sowie rechts oben den Torturm, das Wappen Ottmachaus. Die oberste Etage des Ziererkers setzt sich zusammen aus zwei beiderseits gleichlautenden Inschriftenfeldern, sowie dem bereits erwähnten bischöflichen Wappen, das dem Ganzen den Abschluß nach oben gibt.

Was nun die Inschriften anbelangt, so geben diese uns hier über das Denkmal selbst keine Erläuterungen, sondern berichten nur über den Zeitpunkt zweier Renovationen. Die obersten Inschriften lauten beide folgendermaßen:

qVo, anno . CVrIa
Ista . restaVrata
hlsCe . oMnIgenI
InDIcatVr

Die normale Schreibung würde lauten:

Quo anno curia
ista restaurata (sit)
hisce omni generi (omnigeni ist Zusammenziehung
von omni generi) indicatur

Also deutsch: „In welchem Jahre dieses Rathaus hier wiederhergestellt (worden ist), wird durch dieses hier (nämlich durch die vorliegende Inschrift selbst) jedermann (eigentlich: allem Volk) angezeigt“.

* Letzteres soll überhaupt bei allen erklärenden Zusätzen des Verfassers geschehen, während eckige Klammern besagen wollen, daß etwas zu tilgen ist.

Die Inschrift ist ein sogenanntes Chronogramm und als solches besonders interessant. Wenn man also sämtliche Buchstaben, die - groß geschrieben - den Charakter von römischen Zahlen haben, zusammenzählt, erhält man die entsprechende Zeitangabe. Die Buchstaben sind folgende: VCVIIVICMIIDICV. Wir erhalten demnach die Summe $5 + 100 + 5 + 1 + 1 + 5 + 1 + 100 + 1000 + 1 + 1 + 1 + 500 + 1 + 100 + 5 = 1827$ als Jahr der Renovation.

Die Inschrift auf dem östlichen Teile des Mittelstückes lautet:

Iterum. reno-
vata . curia
Anno
MCMXXXIII
ERNST FEY

also in deutscher Übersetzung: Wiederum erneuert (ist) das Rathaus im Jahre 1933 (.) Ernst Fey (war der mit der Erneuerung beauftragte Kunstmaler).

Die hier früher stehende Jahreszahl war: MDCDIX, also 1909.

Wir wenden uns nun einer anderen Stelle des Rathauses zu und stoßen beim Treppenaufgang auf eine über der Eingangstür befindliche steinerne Tafel, über der sich das bischöfliche Wappen nebst Bischofsstut und Zepter befinden. Die Tafel enthält folgende Worte:

IACOBVS : EPVS W [.] RA (:)
SV : VTR : SLE : CA :
M : D : XXXVIII

Die volle und richtige Schreibung wäre:

IACOBUS EPISCOPUS VRATISLAVIENSIS
SUMMUS UTRISQUE SILESIAE CAPITANEUS
MDXXXVIII.

Zu deutsch: Jacob, Bischof zu Breslau, höchster Landeshauptmann beider Schlesien, 1538.

Offenbar liegt hier eine Erinnerung vor an den Erbauer des alten Rathauses und das Entstehungsjahr. Das heutige Gebäude stammt erst aus späterer Zeit, da im ersten schlesischen Kriege 1741 der alte Bau völlig vernichtet wurde.

In dem an der Rückseite des Rathauses entlangführenden Gäßchen finden wir am Hause der Stadtbrauerei eine alte Steintafel, diesmal mit altertümlicher deutscher Aufschrift:

„Der Hochw: in Gott Guerst und Herr H: Martinus Bischoff zu Breslaw hatt diese Brodt vndt Fleischbänke bauen lassen. Anno 1587“.

Eine Suche nach diesen Brodt- und Fleischbänken wäre freilich ein vergebliches Unterfangen: Die Tafel ist alles, was heute noch an sie erinnert.

Nicht weit davon, am Oberring, lädt uns das - typischen Barockstil verkörpernde - Mariendenkmal zu längerem Verweilen ein.

Ein mächtiger, von einer steinernen Einfassung umgebener Sockel trägt die Weltkugel, auf der die Mutter Gottes mit dem Jesusknaben steht. Drei Seiten (Ost, Süd, Nord) des Sockels zeigen Reliefdarstellungen aus der biblischen Geschichte mit darunterstehendem lateinischen Text: die Westseite enthält die Widmung, die hier zuerst wiedergegeben sein möge:

In honoreM
Delparae Virgl
nls CVLtor
aLIqVIs InstaV
raVIt

Also in gewöhnlicher Schreibart:

In honorem deiparae virginis cultor aliquis instauravit.

Auf deutsch: Zu Ehren der Gottesgebälerin, der Jungfrau, (besser: der jungfräulichen Gottesmutter) hat [irgendein] Verehrer (das Denkmal) errichtet.

Hier liegt, wie der Leser bereits festgestellt haben wird, gleichfalls ein Chronogramm vor. Die Zahlenbuchstaben *IMDIVIICVLLIVIVVI* ergeben die Summe $1 + 1000 + 500 + 1 + 5 + 1 + 1 + 1 + 100 + 5 + 50 + 50 + 1 + 5 + 1 + 1 + 5 + 5 + 1$, d.h. 1734 als Jahr der Errichtung.

Auf der Ostseite haben wir ein Bild des Sündenfalls mit den Worten:

Inimicitias
ponam inter te
& Mulierem
Gene: C. 3. V. 15

Also: Ich will Feindschaft setzen zwischen dir (der Schlange) und dem Weibe.
Genesis (1. Buch Mose), Kapitel 3, Vers 15.

Die Südseite gibt uns die Verkündigung des Engels Gabriel an Maria mit den Worten:

Ave
Gratia plena
Luc: C 1 V: 28

d. h.: Sei gegrüßt, du Gnadenvolle. Lucas, Kapitel 1, Vers 28.

Die Darstellung der Nordseite bezieht sich auf die Heimsuchung Marias und enthält die Worte:

Magnificat
anima mea Dom (inum)
Luc: C. 1. V: 46.

Zu deutsch: Es preist meine Seele den Herrn. Lucas, Kapitel 1, Vers 46. Schließlich existiert noch an der Ostseite auf der Mitte eines kleinen Zierwappens unter der mit Jahr Schlange umwundenen Kugel folgende Inschrift:

SalVe
absoVe MaCVLa
Dei genitrix
Virgo

In gewöhnlicher Schreibart:

Salve (,) absolve (in „absoVe“ ist hinter dem o ein vom Maler vergessenes großes „L“ zu ergänzen) macula (,) dei genitrix (,) virgo.

Zu deutsch: Sei gegrüßt, tilge die Sünden (eigentlich: löse ab die Flecken), jungfräuliche Gottesmutter (eigentlich: Gottesgebälerin, Jungfrau).

Auch in dieser Inschrift steckt, wie die großen Buchstaben zeigen, ein Chronogramm. Mit dem in absoVe zu ergänzenden „L“ ergeben sich folgende Zahlen:

LV, L*VMCVDLIII XVI d. h. $50 + 5 + 50 + 5 + 1000 + 100 + 5 + 50 + 500 + 1 + 1 + 1 + 10 + 5 + 1 = 1784$. Dies wäre das Jahr des 50 jährigen Bestehens und (nach Gründel) wohl auch der ersten durchgreifenden Renovation.

Ehe wir den Ring verlassen, sei noch einer alten Inschrift gedacht, die sich unter einem dazugehörigen Wappen an der Rückwand des Verkaufsraumes im Café Schwarzer befindet. Es sind die Worte:

Joann Adam In-
dinger Rentmeister
1614

Dieser bischöfliche Rentmeister Johann Adam Indinger war einst Besitzer des genannten Hauses. Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit auch das große Haus in der nahen Schloßstraße (Ecke Schloßplatz), in dem heute die Landwirtschaftliche Schule untergebracht ist. Es trägt an der

linken Seite zwei eiserne Fenstergitter, in deren rechtes das Zeichen 15BS99 geschmiedet ist. Es bedeutet offenbar einen Hinweis auf das Entstehungsjahr 1599 und die Erbauerin; diese ist wahrscheinlich Barbata Sitsch, die Schwester des Bischofs Johann von Sitsch (1600-1608). Wir lenken nun unsere Schritte zur katholischen Pfarrkirche, einem im Renaissance-Barockstil gehaltenen mächtigen Prachtbau aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, den wir vom Ring aus am schnellsten durch die Kirchstraße erreichen. Vor uns befindet sich das schön verzierte Kirchenportal, zu dem eine Reihe steinerne Stufen emporführen. Bekrönt durch das von zwei stehenden Löwen gehaltene Wappen des Erbauers, zeigt es darunter eine längere lateinische Inschrift, die u. a. über Namen des Gründers und Bauzeit nähere Auskunft gibt. Sie lautet folgendermaßen:

DIVIS
NICOLAO MYRENSI EPISCOPO
FRANCISCO XAVERIO INDIAR: APOSTO:
THAUMATURGIS.

REVERENDISS: AC SERENISS: PRINCEPS AC DOMINVS
D: FRANCISCUS LUDOVICUS
EPISCOPUS VRATISLAVIENSIS COMES PALATIN: RHEN (:)
BAV (:) IUL (:) CLIV (:) ET MONTIUM DUX VELDENSAE SPANHEI:
MARCH : RAVENSB : ET MOERSIJ COMES DNS (:) IN RAVENST (:)
SUPREM : PER UTRAMQ (:) SILESIAE CAPITANEVS &
HOC TEMPLUM EX FUNDAM : Ao MDCLXXXIII
PRIMA DIE MAII POSUIT (:)

Also in vollständigem Latein:

DIVIS (,)
NICOLAO MYRENSI EPISCOPO (,)
FRANCISCO XAVERIO (,) INDIARUM APOSTOLO (,)
THAUMATURGIS [.]
REVERENDISSIMUS AC SERENISSIMUS PRINCEPS AC DOMINUS (,)
DOMINUS FRANCISCUS LUDOVICUS (,)
EPISCOPUS VRATISLAVIENSIS (,) COMES PALATINUS RHENANUS (,)
BAVARIAE (,) JULICI (,) CLIVIAE ET MONTIUM DUX (,) VELDENSAE
SPANHEIMIAE (,)
MARCHIAE (,) RAVENSBURGIAE ET MOERSII COMES (,) DOMINUS IN
RAVENSTEIN (,)
SUPREMO PER UTRAMQUE SILESIAE CAPITANEUS & (ET CETERA)
HOC TEMPLUM EX FUNDAMENTO ANNO MDCLXXXIII
PRIMA DIE MAII POSUIT.

Zu deutsch: Den göttlichen Wundertätern (zu Ehren), dem Bischof Nicolaus von Myra (und) dem Franciscus Xaverius, dem Apostel der indischen Länder, hat der verehrungswürdigste und erhabenste Fürst und Herr, Herr Franz Ludwig, Bischof von Breslau, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern, Jülich, Cleve und Berg, Graf von Veldenz, Spanheim, Mark, Ravensberg und Mörs, Herr auf Ravenstein, höchster Landeshauptmann über (eigentlich: durch) beide Schlesiens usw. dieses Gotteshaus von Grund auf im Jahre 1693 am ersten Tage des Mai errichtet.

Wichtig für jeden Altertumsforscher sind ferner je drei Wappen und Inschriften an der „Bischofsmühle“ in der Patzschauer Straße, zu denen wir uns jetzt begeben wollen. Sie befinden sich an der der Straße zugewandten Mauer rechts neben den drei Stützpfeilern und geben uns wertvolle geschichtliche Hinweise auf das Schicksal des Gebäudes. Wir betrachten zunächst die Inschrift links. Über Wappen und Krone stehen die Worte:



Vogteigasse



Dittmashau

Sperlingsturm



Lichtbilder Fuß, Ottmachau, Will Münsterberg, Strauch, Patzschlau

Ottmachau
Strandleben am Staubecken

ANN: 1638,

unter dem Wappen: CAROLVS FERDINANDVS . D. G.

POLO : AC SVE : PRPS EPS. VRATIS :

MOLAM HANC RVINATAM PROPRI (:)

AEFT (!) EX FVNDAMENTO RESTAVRA (:)

Sie lauten in vollständigem, verbessertem Latein:

ANNO 1638

CAROLVS FERDINANDVS (,) DEI GRATIA

POLONIAE AC SUEVIAE PRINCEPS (,) EPISCOPUS

VRATISLAVIENSIS

MOLAM HANC RUINATAM PROPRIO

AERE (statt des entstellten inschriftlichen „AEFT“)

EX FUNDAMENTO RESTAURAVIT

Zu deutsch: Im Jahre 1638 hat Karl Ferdinand, durch Gottes Gnade Fürst von Polen und Schweden, Bischof von Breslau, diese zerstörte Mühle auf eigene Kosten (wörtlich: mit eigenem Erz) von Grund auf erneuert.

Es sei hier bemerkt, daß die Mühle sicherlich schon lange früher bestanden hat, wohl schon mindestens um 1300 (vgl. Heimatkalender des Kreises Grottkau 1932 S. 70).

Unter dem mittleren Wappen befindet sich folgende Inschrift:

SEBASTIANVS EPB (:) (!) WRATISL (:) REG (:)

BOHEM : PRINC : LIG. & RVINOSO HVIC

MOLENDINO NON LEVIBVS IMPENSIS

EX AERE SVO SVBVENI CVRAVIT

ANNO DNI MDCLXVI

Das heißt also: SEBASTIANUS (,) EPISCOPUS (das inschriftliche B ist offenbar aus S entstellt) VRATISLAVIENSIS (,) REGNI BOHEMIAE PRINCEPS LIGIUS (oder LUGIUS? Erinnerung an den einst in Schlesien wohnenden Stamm der wandalischen Lugier?) & (ET CETERA) RUINOSO HUIC MOLENDINO NON LEVIVS IMPENSIS EX AERE SUO SUBVENIRI („SUBVENI“ ist offenbar entstellt) ANNO DOMINI MDCLXVI.

Zu deutsch: Sebastian, Bischof von Breslau, Lehnsfürst des Königreiches Böhmen usw. hat dafür gesorgt, daß dieser verfallenen Mühle aus seinem Vermögen Beihilfe gewährt wurde im Jahre des Herrn 1666.

Die Inschrift rechts steht unter einem Schild nebst darüber befindlicher Krone und lautet:

CAROLVS D. G. ARCHIDVX AVSTRIAE

DVX BVRG. ETC. EPVS BRIX. ATQ (.) VRATIS (.)

COMES HABS. ETC : MOLENDINVM HOC

PROPRIO AERE FVNDITVS INSTAVRAVIT

ANNO DNI : MDCXIII

Oder unter Weglassung der Abkürzungen:

CAROLUS (,) DEI GRATIA ARCHIDUX AUSTRIAE,

DUX BURGUNDIAE ET CETERA (,) EPISCOPUS BRIXENSIS ATQUE

VRATISLAVIENSIS (,) COMES HABSBURGIAE ET CETERA (,)

MOLENDINUM HOC PROPRIO AERE FUNDITUS INSTAURAVIT

ANNO DOMINI MDCXIII.

Zu deutsch: Karl, von Gottes Gnaden Erzherzog von Österreich, Herzog von Burgund usw., Bischof von Brixen und Breslau, Graf von Habsburg usw., hat diese Mühle auf eigene Kosten von Grund auf wiederhergestellt im Jahre 1614.

Bis in die Nachkriegszeit hinein hat die altherwürdige Bischofsmühle, die 1810 bei der Säkularisation in den Besitz des preußischen Staates überging und darauf noch mehrfach den Besitzer wechselte, ihren Betrieb aufrechterhalten, bis sie vor einigen Jahren schließlich den wirtschaftlichen Verhältnissen zum Opfer fiel. Ein Teil der Mühle bot darauf einer Reihe von Stau-
 beckenarbeitern Unterkunft und dient heute in gleicher Weise dem freiwilligen Arbeitsdienst, der 1933 seinen Einzug in Ottmachau gehalten hat.

Wir verlassen jetzt die Mühle und wenden uns der Bischofstraße zu. Auf dem Wege zur Zuckerfabrik, kurz vor dem städtischen Schlachthof, fesselt eine alte steinerne Säule unseren Blick. Im Volksmund heißt sie die Pestsäule, wohl wegen des Bildes des hl. Rochus, das in einer kleinen Nische des Säulenaufsatzes seinen Platz hat. Darunter stehen die Worte: Hl. Rochus, bitte für uns. Auf der Seite links davon (Richtung Zuckerfabrik) sehen wir die Jahreszahl 1654 eingemeißelt. Die entgegengesetzte Seite enthält die Angabe: Renov. (also: erneuert) 1849, die Rückseite, eine schon recht verwitterte und daher kaum lesbare Inschrift in deutschen Buchstaben:

Ich Christophor
 us Kühn Sch
 arfrichter habe
 lassen bauen Zum E
 wigen gedächtnus godt Zu
 Ehren Anna Catharina Hel
 branin mein Ehliche
 Hauswirtin
 1 6 6 5

Das Erbauungsjahr der Säule, mit welcher der Scharfrichter Christophorus Kühn seiner Ehefrau Anna Catharina Helbranin ein Denkmal setzt, ist demnach 1665, während die Zahl 1654 offenbar das Todesjahr der Frau bedeutet. Die Figur des hl. Rochus, des Beschützers vor der Pest, erklärt sich wohl dadurch, daß die Scharfrichtersfrau früher einmal durch die in jener Zeit noch weit verbreitete Seuche besonders gefährdet gewesen war; man denkt dabei unwillkürlich an die Pestepidemie des Jahres 1633, der die - noch jetzt von den Ottmachauern unternommene - alljährliche Wallfahrt nach Wartha ihre Entstehung verdankt.

Von der Rochusäule nicht weit entfernt, aber auf der anderen Straßenseite, liegt der sogenannte Ölberg, ein Denkmal, zu dem eine Reihe von steinernen Stufen emporführt. Sein unterer Teil stellt die Grabkammer Christi dar: Wir sehen im Hintergrunde dessen aufgebahrten Leichnam, davor zwei Engelstatuen und eine Pietà. Darüber befindet sich ein felsentartiger Aufsatz aus Mörtel, Schladen und eingestreuten Glasscherben, der turmartig nach rechts ansteigt. Auf der höchsten Spitze ist die Figur eines Engels, der in der Rechten einen Kelch, in der anderen Hand ein Kreuz hält. Links unten sehen wir die Gestalt Christi, der sich, auf dem rechten Knie knieend, mit zum Gebet gefalteten Händen dem Engel zuwendet. Oben rechts finden sich weiter folgende Worte:

Durch den traurigen Weg, den du gingest zum Ölberge, durch den bitteren Kelch, den du getrunken hast, erbarme dich unser, o süßer Jesus.

Darunter: In Sünden lag ich da. Ich wußte nicht mehr, wer ich war. Von der Welt ward ich ausgelacht und niemand trug mir meine Last. Doch Gottes Gnade schwebte über mir. Gott lenkte mir mein Herz und meinen Sinn. Meine Angst und Furcht opfere ich dir, o Jesus Christ, der du mein blutschwitzender Erlöser bist. O ihr Christen insgemein, zu diesem Denkmal lad ich einen jeden ein. Ich weiß sehr wohl den Tag und die Stund (.) da mich mein Heiland macht gesund. Ex voto. (Nach einem Gelübde). J. Schmoltke 1814. Ren. (d. h. Renovotum „renoviert“) 1831, 1875, 1891 und 1930.

Darunter sehen wir ein gemaltes Bild mit der Ölbergscene: im Vordergrund drei ruhende Jünger, dahinter Jesus auf den Knien, dem der Engel erscheint und den Kelch reicht. - Das

Denkmal gehört, wie uns die Zahl 1814 besagt, bereits einer jüngeren Zeit an. Es verdankt, wie wir ebenfalls aus der Inschrift ersehen (vgl. die Worte: Ex voto) dem Gelübde eines gewissen J. Schmolke seine Entstehung. Der Erbauer, einst ein arger Säufer, tat es bei einer Egenstochauer Wallfahrt, in der Überzeugung, daß dieses fromme Werk ihm endgültig Heilung von seiner Leidenschaft bringen werde. Auf seinen Entschluß, radikal mit der Vergangenheit zu brechen, deuten übrigens - ein origineller Einfall - auch die Scherben hin (als Überbleibsel der von ihm früher so geschätzten Flaschen).

Wir setzen nun von hier aus unseren Weg fort und gelangen, etwa vier Minuten hinter der Zuckerfabrik, zu der Stelle, wo die Straße scharf nach links (Richtung Woitz) abbiegt. Rechter Hand steht das Denkmal der hl. Hedwig, die „Hedewige“, wie der Volksmund sagt. Seiner wollen wir zum Schlusse gedenken.

Auf einem etwa 1,80 m hohen Sockel von geschweiften, sich nach oben verjüngenden Form erhebt sich die Figur der Heiligen, der Schutzpatronin Schlesiens. In der linken Hand trägt sie ein dreiflügeliges Gebäude, das sie offenbar als Erbauerin des Klosters Trebnitz wie überhaupt als Kirchengründerin charakterisiert. Unter der Mitte des Sockels lesen wir die Inschrift:

Heilige
Hedwigis
bitt vor ung
J f S 1736

Also in moderner Schreibart: Heilige Hedwig, bitte für uns. JfS 1736. Was die Buchstaben JfS bedeuten, ist mir leider nicht gelungen eindeutig zu ermitteln. Möglicherweise ist das F ein entstelltes H, dann läge hier die auch sonst nicht selten vorkommende Abkürzung für JHS vor, dem das griechische IHC (Abkürzung für $\text{I}\text{H}\text{C}\text{O}\text{C}$ „Jesus“) zugrundeliegt und das später - nach Latinisierung des C zu S - als „Jesus Hominum Salvator“, auch als „Jesus, Heiland, Seligmacher“ gedeutet wurde. Wahrscheinlicher ist wohl, daß in JfS eine Abkürzung vom Namen des Erbauers vorliegt, etwa so, daß Jf den Vornamen Josef, S den Anfangsbuchstaben des Familiennamens darstellt. Auch die bereits besprochene Inschrift vom Ölberg endete ja ursprünglich in dieser Weise, nur mit dem Unterschied, das der Familienname ausgeschrieben wurde (vgl. „J. Schmolke 1814“). Denkbar wäre auch, daß f für ein großes F steht und Abkürzung von einem zweiten Vornamen ist. Hält man aber an der kleinen Schreibung als der richtigen fest, so könnte es ein abgekürztes lateinisches „fecit“ (= er hat errichtet) bedeuten, wobei allerdings die Stellung des f zwischen Vor- und Familiennamen eigenartig ist. Immerhin hat letztere Erklärung wohl die größere Wahrscheinlichkeit für sich.

Wenn ich hier meine Besprechung abschließe, so bin ich mir bewußt, daß es auch in der weiteren Umgebung Ottmachaus mancherlei Inschriften gibt, die durch ihr altertümliches Gepräge das besondere Interesse des Heimatfreundes und Heimatforschers verdienen. Auf sie einzugehen, liegt jedoch nicht im Rahmen dieser Arbeit. Hier kam es nur darauf an, zu zeigen, daß gerade Ottmachau reich ist an solchen Zeugen aus längstverflossener Zeit, Zeugen, an denen leider die meisten Menschen achtlos vorübergehen. Und doch ist jede tiefergehende Verwurzelung mit der Heimat unmöglich ohne die Kenntnis der Vergangenheit. Sollte es dem Verfasser gelungen sein, durch seine Ausführungen zu einem größeren Verständnis der alten Denkmäler beigetragen und damit zu ihrer aufmerksameren Betrachtung angeregt zu haben, so wäre dies sein schönster Lohn.

Literaturnachweis

Eine geschlossene Gesamtdarstellung von Stadt und Land Ottmachau gibt es nicht; auch eine „Chronik“, welche alles geschichtlich Interessante bringt, ist noch nicht vorhanden, wenn auch P. J. Gründel bereits einen schönen Anfang gemacht hat in der Sammlung

P. J. Gründel: Aus Stadt und Land Ottmachau. 1926.

Überhaupt verdienen hier die gründlichen Forschungen Gründels besonders hervorgehoben zu werden; doch sind seine Arbeiten über Teilgebiete der Geschichte der Stadt leider in vielen Zeitschriften verstreut. Rektor Gründel, der seinen Lebensabend in Frankenstein verlebt, danken wir auch die Ausleihe des Druckstockes mit der Textwiedergabe aus der Bulle des Papstes Hadrian. Abgesehen von den Urkundensammlungen

Regesten zur schles. Geschichte;

Markgraf - Schulte: Liber fundationis episcopatus Wratislaviensis.

Schulte: Quellen zur Geschichte der Besitzverhältnisse des Bistums Breslau.

Stenzel: Urkunden zur Geschichte des Bistums Breslau.

Ischoppe / Stenzel: Urkundensammlung zur Geschichte der Entstehung der Städte Schlesiens. seien an Einzelarbeiten genannt.

Josef Pfißner: Besiedlungs-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Bresl. Bistumslandes. Reichenberg 1926.

Kopiey: Die Pfarr- und Kollegiatkirche in Ottmachau. J. f. G. Schl. 24. 1892.

Kopiey: Das Kollegiatstift von St. Nikolaus in Ottmachau. J. f. G. Schl. 26. 1894.

Garnier: Gneisenau und Humboldt und das Dotationsgut Ottmachau. J. f. G. Schl. 39.

Wutke: Die Versorgung des kgl. Hofhaltes mit schles. Wildbret 1765-1804 (d. i. aus d. Gärten u. Tiergarten von Ottmachau!) J. f. G. Schl. 44.

„Heimatblatt des Neissegaues“ Jg. 1. (1925) mit den Aufsätzen:

Lorenz, Das Neisser Landschaftsbild vor der deutschen Besiedlung;

Gröhl, Ein Stadtpfarrer von Ottmachau (Karl Hertlein!);

Rüger, Die Falkenritter von Ottmachau und Von der Jagd im Ottm. Lande im 18. Jhd.

Pfißner: Das Ringen zwischen Ost- u. Westeuropa, gezeigt an der Entwicklung der Städte Ottmachau u. Neisse. J. f. G. Schl. 62.

Maetschke: Der Kampf um den Grenzwald zwischen den Herzögen und Bischöfen von Breslau im 13. Jhrh. J. f. G. Schl. 62.

Schulte: Bischof Jaroslaw und die Schenkung des Neisser Landes. Oberschlesien. 4. 05/06.

Rüger: Wirtschaftliche Zustände im Neisser Lande nach der deutschen Besiedlung. Oberschlesien 14. 1915/16.

Drescher: Das Gebiet Ellguth. II. Teil, Die geschichtliche Besiedlung. (Ellguth ist ein Dorf bei Ottmachau!) o. J.

Behr: Das Staubecken von Ottmachau OS. Sitzungsberichte der Preuß. Geolog. Landesanstalt Berlin. 1930. Heft 5.

[Vollmer]: Die Staubeckenanlage Ottmachau an der Gläser Neisse. 1933.

Lothar Biller: Neisse, Ottmachau, Patschkau. Veröffentlichungen der Schles. Ges. f. Erdkunde. Heft 15. 1932.

Ottmachauer Zeitung, Jubiläumsnummer vom 15. März 1930.

I n h a l t s v e r z e i c h n i s

Josef Klings, Dttmachau (Vorwort)	5
J. Rinne, Am Stausee	6
Dr. Ernst Waldner, Zeltlager am Dttmachauer Stausee	7
Prof. Dr. Johannes Behr, Zur Geologie der Gegend von Dttmachau	13
Eberhard Drescher, Naturwissenschaftliche Betrachtungen über das Dttmachauer Gebiet	17
Dipl.-Ing. K. Schwalla, Aus der Vorgeschichte des Dttmachauer Gebietes	26
Franz GOLF, Das 13. Jahrhundert	30
Franz GOLF, Dttmachau in Chroniken, Reisebeschreibungen und Briefen der letzten 2 Jahrhunderte	35
Univ.-Prof. Dr. Hans Heckel, Franz Faber, der Dttmachauer humanistische Dichter	42
Dr. med. et phil. Konrad Radig, Lummens Gemahre vom Gruttfer Aberkreese	46
Georg Meier, Die Kulturleistung des Dttmachauer Gebietes	52
Gerhard Rüdiger, Dttmachauer Inschriften aus alter Zeit	54
Literaturnachweis	62

URGESCHICHTE

AUS OBERSCHLESIENS URZEIT

- I. Oberschl. Urgeschichtsforschung u. nordische Altertumskunde 1929 / B. v. Richthofen 1 RM.
- II. Die ur- u. frühgeschichtl. Besiedlung des Kreises Neustadt O/S. 1929 / A. Marusdke 1.50 RM.
- V. Der Urnenfriedhof bei Czarnewanz, Kr. Oppeln 1929 / A. Arndt 1 RM.
- VI. Jagd und Fischfang der Urzeit, dargestellt an ober- und niederschlesischen Funden 1930 Fr. Geschwendt 1 RM.
- XI. Funde von Obsidiangeräten in Oberschlesien 1931 / H. Kurtz 0.40 RM.
- XV. Die urgeschichtliche Besiedlung des Kreises Ratibor O/S / Georg Rasdke 0.40 RM.
- XVII. Das frühmittelalterliche Oppeln auf der Oderinsel u. Botanisch-zoologische Ergebnisse aus dem frühmittelalterlichen Oppeln 1932 / G. Rasdke u. C. Schubert 0.40 RM.
- XX. Germanische Urzeit in Oberschlesien 1933 1.50 RM.

HEIMATGESCHICHTE

- Kloster Czarnewanz / Herausgegeben von Prälat Domkapitular E. Lange 1930 3 RM.
Enthält die Geschichte des Klosters von G. Glowik und M. Strecke.
Die Besiedlung des Kreises Oppeln. Wandkarte, entworfen von Fr. Stumpe 1931 2 RM.

VOLKSKUNDE

- Die schlesischen Mundarten 1929 1.20 RM.
Piltsch, ein deutsches Dorf 1930 / Bearbeitet von Dr. Mak 1.50 RM.
Volkskundliches aus Oberschlesien 1929 / Bearbeitet von A. Perlick und L. Chrobok 1 RM.
Volkskundliches Sonderheft des »Oberschlesiers« Februarheft 1931 1 RM.
Beim Federnschleifen, Kindergeschichten / Gesammelt von P. Gorzel 1927 0.50 RM.

NATURKUNDE

- Natur und Landschaft in Oberschlesien 1927 1.- RM. (Bearb. von Prof. Eisenreich.)
Naturkundliche Arbeit in Oberschlesien 1928 1.- RM. "
Naturkundliche Bausteine aus Oberschlesien 1929 1.- RM. "
Heimat und Natur / Bearbeitet von Professor G. Eisenreich 1.- RM. "
Floristische Forschung in Oberschlesien / K. Schubert 1928 0.50 RM.
Der weiße und der schwarze Storch in Oberschlesien / Dr. M. Brinkmann 1929 0.80 RM.

LANDESKUNDE

- Altwater, ein wertvolles Wanderziel 1930 1.50 RM.
Gnadenfeld. Gedenkblätter zur 150 Jahrfeier der Ortsgründung 1932 1.- RM.

SCHRIFTENREIHE DER VEREINIGUNG FÜR OBERSCHLESISCHE HEIMATKUNDE

- I. Heft. Der Gang der Besiedlung im Kreise Oppeln in Verbindung mit der Wandkarte »Die Besiedlung des Kreises Oppeln« / Fr. Stumpe unter Mitarbeit von W. Krause 1931/32 2.50 RM.
- II. Heft. Die oberschlesischen Piastenherzöge im 12. und 13. Jahrh. / Dr. Gottschalk 0.50 RM.
- III. Heft. Der Handwerker in der oberschlesischen Volkskunde / Alfons Perlick 1 RM.
- IV. Heft. Dr. Joh. Dzierzon, der Altmeister der oberschles. u. deutschen Imker / Fleischer 0.80 RM.
- V. Heft. Der Vogel in der oberschlesischen Landschaft / M. Brinkmann 0.80 RM.
- VI. Heft. Stadt u. Festung Cosel, ihre Plangestaltung u. ihr Aufbau / Dr. Schoenaich 0.50 RM.
- VII. Heft. Fünf Jahre Storchbeobachtung in Oberschlesien / M. Brinkmann 0.60 RM.
- VIII. Heft. Grundriß eines Lexikons bildender Künstler und Kunsthandwerker in Oberschlesien / W. Krause 2.- RM.
- X. Heft. Veit Stoß, dem deutschen Künstler zu seinem 400jährigen Todestage 0.50 RM.
- XI. Heft. Bäuerliches Volkstum in Oberschlesien / A. Perlick, 1.50 RM.
- XII. Heft. Zur Frage der Terrassenbildung an der oberen Oder / P. Assmann 0.50 RM.

Ständige Berichterstattung über heimatkundliche
Forschung in der Monatschrift „Der Oberschlesier“

ZUR OBERSCHLESISCHEN VOLKSABSTIMMUNG

Das Erlebnis der oberschlesischen Volksabstimmung. März-Sonderheft 1931, anlässlich des 10 jährigen Gedenkens der oberschlesischen Volksabstimmung. 1.50 RM.

Alfons Hayduk, Volk unterm Hammer. Heimat- und Abstimmungsgedichte, geeignet zum Vortrag für Oberschlesien-Kundgebungen und die Vereins- und Schularbeit. Mit Vorwort und einem geschichtlichen Anhang: „Wie war es doch?“ von Karl Sczodrok. Preis brosch, 2.- RM., geb. 3.- RM.

OBERSCHLESISCHE DICHTUNG

Hans Niekrawitz, Strophen von heut 1.- RM.

Alfons Hayduk, Der königliche Bettler. Franziskus-Gedichte. 2. Auflage, geh. 0.80 RM. geb. 1,— RM.

Alfred Nowinski, Das Denkmal. Gedichte, geh. 0.80 RM., geb. 1.- RM.

Neue oberschlesische Dichtung. April-Sonderheft 1927 1.- RM.

EICHENDORFF-LITERATUR

Eichendorff-Sonderhefte des „Oberschlesiers“: August 1925, 1931, 1932 und 1933 à 1.- RM

Kasperl und Annerl von Alfons Hayduk. Kurzes Eichendorffspiel 0.40 RM.

Der unsterbliche Eichendorff. Ein Lesebogen für die höheren Schulen und fortgeschrittene Klassen der Volksschulen. Einzelpreis 0.10 RM.

Aurora, ein romantischer Almanach. Herausgegeben von Oberstleutnant a. D. Karl von Eichendorff, Univ.-Prof. Geheimrat Dr. Adolf Dyroff und Karl Sczodrok. Bisher erschienen. 4 Bände (1. Band 1930, 2. Band 1932, 3. Band 1933, 4. Band 1934). Im Buchhandel jeder Band 3.- RM.

Der umfangreiche und gut ausgestattete Almanach ist die Jahresgabe für die Mitglieder der Deutschen Eichendorff-Stiftung. Die Stiftung hat sich die Aufgabe gestellt, die Freunde Eichendorffs zusammenzuführen, die Erinnerung an den Dichter und sein Werk im deutschen Volke lebendig zu erhalten, die Eichendorfferinnerungen zu sammeln, die Eichendorffstätten zu pflegen, der Eichendorff-Forschung zu dienen und Dichter, die im Sinne Eichendorffs schaffen, zu fördern. Die Mitgliedschaft wird gegen einen Jahresmindestbeitrag von 3.- RM. erworben. (Anschrift: Oppeln, Eichendorffstraße 14).

„Der Oberschlesier“ zeigt die schöpferische kulturelle Leistung

